

BUCHBESPRECHUNGEN

Quellen und Inventare	407
Topographie, Stadtteile und Landgebiet	408
Politische Geschichte, Recht und Verwaltung	412
Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Vereine	414
Kunst, Architektur	421
Kultur, Sprache, Literatur, Musik	434
Kirchengeschichte, Judentum	439
Personen und Familien	441

Quellen und Inventare

Johann Christoph Sturm: **Finsternissen-Calender für das Jahr 1676** / Neu hrsg. von Klaus-Dieter Herbst mit einem Beitrag von Klaus-Dieter Herbst über den Kalender als astronomisches Jahrbuch. Reprint der Ausg. Nürnberg 1675 (*Acta calendariographica* / Kalenderreihen 2,2). Jena: Verl. HKD 2013. 41, 68 S. € 38,-

Nicht erst seit einer Tagung im Jahr 2003 in Hilpoltstein ist bekannt, dass der Mathematik- und Physikprofessor Johann Christoph Sturm (1635–1703) einer der bedeutendsten Gelehrten des späten 17. Jahrhunderts war. Als Nachfolger von Abdias Trew (1597–1669) führte er an der Universität Altdorf 1672 ein *Collegium experimentale* ein, in dem den Studenten Experimente demonstriert wurden. Damit leitete er nicht nur einen Generationswechsel im Hochschulbetrieb ein, sondern darf mit seinen wissenschaftlichen und wissenschaftsdidaktischen Veröffentlichungen als Begründer der experimentellen Naturlehre in Deutschland angesprochen werden. Durch seine eklektische Methode überwand Sturm die Konkurrenz von Aristotelikern und Cartesianern und war als überzeugter Copernicaner offen für die neuzeitliche Naturwissenschaft, die 1687 einen Höhepunkt in Newtons *Principia* fand.

Klaus-Dieter Herbst beleuchtet eine weitere Ebene und stellt Sturm als Verfasser des ersten Schreibkalenders vor, der sich um wissenschaftliche Korrektheit bemüht, indem er auf astrologische und meteorologische Aussagen konsequent verzichtet. Der *Finsternissen-Calender für das Jahr 1676*, den Herbst als Band 2 seiner Schriftenreihe *Acta calendariographica* im farbigen Reprint wieder zugänglich macht, konzentriert sich auf astronomische Aussagen und wendet sich aktiv gegen den Aberglauben. An zeitgenössischen Kalendern kritisiert Sturm, sie enthielten „ganze Karren voll vermessener Waarsagereyen“ (A2“).

Der Wandel zu einer astrologiekritischen Stimmung erfolgte nicht erst anlässlich der kontroversen Deutungsversuche des beeindruckenden Kometen von 1680, sondern bereits durch die Sonnenfinsternis im August 1654. Sturm reduziert solche Erscheinungen auf ihren astronomischen Gehalt, betont deren physikalische Natur und erklärt den Mechanismus von Finsternissen. Für seinen aufklärerischen Impuls waren Jahreskalender als Massenmedien der damaligen Zeit das ideale Instrument, eine breite Bevölkerung anzusprechen.

Es ist das Verdienst von Klaus-Dieter Herbst, seit Jahren die Relevanz der Quellengattung „Schreibkalender“ für die Erforschung der Frühen Neuzeit zu verdeutlichen. Dieses Medium sicherte eine große Leserschaft, gleichzeitig führte die Vergänglichkeit der Kalender jedoch dazu, dass Sturm als bedeutender Vertreter der Frühaufklärung nicht recht wahrgenommen wurde.

In seinem einführenden Aufsatz weist Herbst zurecht darauf hin, dass mit Sturms Kalender von 1676 ein Jahrhundert vor dem Berliner Astronomischen Jahrbuch von 1776 das Format des astronomischen Jahrbuchs begründet wurde. Die Zeit war damals vielleicht noch nicht reif, denn vom *Finsternissen-Calendar* erschienen nur der Jahrgang für 1676 und der für 1677, in dem die Mondfinsternis erklärt wurde. Das Publikum wollte offenbar auf die gewohnten Wettervorhersagen und Jahresprognosen nicht verzichten und Sturm brachte erst 1687 wieder unter seinem Namen einen *Curiositäten-Kalender* heraus. Im Vorwort des *Finsternissen-Calendar*s für 1676 meinte Sturm jedoch, die Bemühungen des Alethophilus von Uranien wider den liederlichen Kalenderaberglauben seien nicht umsonst gewesen. Dass dieser Alethophilus ein Pseudonym von Sturm war, hat Klaus Matthäus bereits 1969 nachgewiesen.

Es ist zu wünschen, dass Klaus-Dieter Herbst weitere Kalender der Forschung öffnet. Pierre Leich

Topographie, Stadtteile und Landgebiet

Stefan Fuchs: **Herrschaftswissen und Raumerfassung im 16. Jahrhundert.** Kartengebrauch im Dienste des Nürnberger Stadtstaates (Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen 35). Zürich: Chronos 2018 312 S. mit Kt. € 43,-

Die im Frühjahrssemester 2015 erschienene Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich ist im Rahmen des Nationalen Forschungsschwerpunktes „Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen. Historische Perspektiven“ entstanden. Schon der erste Absatz des Vorworts macht klar, dass es sich hierbei um eine stark theorieorientierte Untersuchung handelt: „Um das Jahr 1500, an der Schwelle zur Neuzeit, verband sich kartographische Gelehrsamkeit mit systematischer administrativer Raumerfassung. Die Landeskarte verwandelte das Wissen des Kartographen in politische Macht. Kartographische Darstellungen und andere Formen der Landesaufnahme machten den geographischen Raum zu einem Möglichkeitsraum: Sie gaben politischen Akteuren die wissenschaftlichen Mittel in die Hand, um Land und Bevölkerung zu erfassen, zu überwachen und nach ihren Vorstellungen zu formen.“ Ziel der Arbeit sei es, die „Möglichkeiten und Grenzen der Kartographie als Mittel politischer Macht im 16. Jahrhundert auszuloten.“ Die Reichsstadt Nürnberg wurde als Fallbeispiel gewählt, weil hier ein besonders reiches Quellenmaterial vorliegt. Es handelt sich also nicht um eine Untersuchung zur Nürnberger Geschichte, sondern um eine allgemein-theoretische Fragestellung, untersucht am Beispiel Nürnbergs.

Das Buch gliedert sich in fünf große Kapitel. Das erste Kapitel, die Einleitung, ordnet die Arbeit in den derzeitigen Stand der mediengeschichtlichen Forschung ein –

leider in einer Sprache, die sich stellenweise nur als „hochgestochen“ bezeichnen lässt. Als weiteres Beispiel möge die folgende Erläuterung zum Begriff „Medialisierung“ dienen: „Medialisierung‘ meint in diesem Sinne also weniger ein Geschehen, das durch technische Innovationen ... getrieben würde, als vielmehr eine Tätigkeit interessierter Akteure: die Tätigkeit nämlich, bestimmte Inhalte durch die Kombination verfügbarer kognitiver Logiken, Darstellungsformen, Vervielfältigungstechniken und Speicherungsmöglichkeiten so aufzubereiten, dass sie einem intendierten Publikum für unterstellte Gebrauchsweisen verfügbar wurden“ (S. 15). So sinnvoll die Ausrichtung von Forschung auf theoretische Fragestellungen und Begriffsklärungen in einer solchen Arbeit auch sind, hier scheint doch die ebenso nötige Ausrichtung auf den Leser aus den Augen verloren worden zu sein.

Im zweiten Kapitel „Ratsregiment, Schrift und Territorium: der Nürnberger Stadtstaat im 16. Jahrhundert“ wird zunächst – als Voraussetzung zum Verständnis des Folgenden – die Verwaltungsorganisation des „Stadtstaates“ Nürnberg, sowohl der Zentrale als auch des Landgebiets, vorgestellt. Besondere Aufmerksamkeit findet der Zusammenhang zwischen zunehmender Herrschaftsverdichtung, Zentralisierung und zunehmender Verschriftlichung der Herrschaft, deren (formelle und informelle) Organisation und Formen eingehend dargestellt werden.

Die Kapitel 3 bis 5 behandeln die drei großen Möglichkeiten, Karten als Herrschaftsinstrument einzusetzen: als Mittel repräsentativer Herrschaftsinzenierung, als Beweismittel in Prozessen oder als Hilfsmittel der Erfassung und Verwaltung des Raums und seiner Bewohner.

Das kurze dritte Kapitel „Inszenieren von Herrschaft mit Karten“ stellt zunächst den Patrizier und Kartographen Paul Pfinzing und seinen Atlas (um 1594) vor, den der Rat kurz nach Pfinzings Tod von der Familie angekauft hatte. Der Atlas wurde mit anderen Kunstwerken in der „Oberen Regimentsstube“ aufbewahrt, diente also nicht zu alltäglichen Verwaltungszwecken, sondern als Repräsentationsobjekt – allerdings nicht gegenüber der Öffentlichkeit (wie zu gleicher Zeit in Italien üblich), sondern im Arkanbereich und nur gegenüber ausgewählten Adressaten. Als Form der öffentlichen Demonstration herrschaftlicher Präsenz in der Fläche interpretiert Fuchs dagegen die Durchführung der Vermessung selbst, die in dieser Beziehung ältere Herrschaftstechniken wie Umgänge und Beritte fortsetzt.

Das wesentlich umfangreichere vierte Kapitel „Prozessieren mit Karten“ knüpft an die damals neu aufkommende Behandlung von Karten im juristischen Diskurs der Zeit und in der Rechtspraxis, also in den Gerichtsordnungen, an. Auch dieses Kapitel hat zu weiten Teilen den Pfinzing-Atlas als Grundlage, so die aus Anlass des Fraischprozesses entstandene Übersichtskarte des gesamten Landgebiets (Pfinzing-Atlas S. 4–5) und die Kartierung und Liste der Vogelherde (S. 9). In der Regel waren die „Gerichtskarten“ aber einfache lokale Skizzen, die gewissermaßen den Augenschein ersetzten und mit schriftlichen Formen wie Grenzbeschreibungen oder Salbüchern eng verbunden waren. In Nürnberg lässt sich diese Form der Kartenverwendung erstmals 1516 mit einer Skizze über Wildbannrechte bei Lauf nachweisen; besprochen werden darüber hinaus eine Reihe weiterer Besitzkarten, die allerdings keine Verwendung in Prozessen fanden.

Generell stand der Kartengebrauch in Prozessen in Zusammenhang mit älteren Formen herrschaftlicher Raumerfassung: Augenschein, Kundschaften, Grenzumgängen, Setzung von Grenzsteinen, wobei Lokal- und Zentralverwaltung, Mündlichkeit (Aussagen lokaler Zeugen) und „Medialisierung“ (Protokolle, Beschreibungen, Karten) zusammenwirkten. Die zunehmende Medialisierung verschaffte der Zentrale eine zunehmende Unabhängigkeit von der Mitwirkung lokaler Kräfte.

Am umfangreichsten ist das fünfte Kapitel „Regieren mit Karten – Raumerfassung und Gouvernamentalität“, wobei sich das Wort „Gouvernamentalität“ auf Foucaults Theorie des modernen, innerweltlich auf das Volkswohl orientierten Verwaltungsstaates bezieht. Ausgehend von zeitgenössischen Diskursen über „gute Regierung“, in denen von Machiavelli über Erasmus bis Seckendorff zunehmend auf die Wichtigkeit geographischer Informationsgewinnung hingewiesen wird, untersucht Fuchs auf zwei Ebenen die Verwirklichung dieser Forderung in Nürnberg. Während auf Ebene der Grundherrschaft Pfinzings Gesamtaufnahme von Henfenfeld (Pfinzing-Atlas S. 51–53) noch nicht als praktisches Hilfsmittel der laufenden Verwaltung, sondern als „gemalte Urkunde“, als repräsentative Darstellung von Besitz und Status zu verstehen und in dieser Hinsicht mit den zeitgleichen Geschlechterbüchern zu vergleichen ist, verfolgten die Versuche einer Gesamtaufnahme des Nürnberger Landgebiets praktische Absichten. So diente die „Gelegenheit der landschaft“ von 1504 konkreten militärischen Zwecken, erfolgte aber noch rein verbal als Beschreibung; für weitere Landesaufnahmen im Verlauf des Jahrhunderts wurden auch Fragebögen eingesetzt. Anläufe zu einer eingehenden kartographischen Erfassung des gesamten Landgebiets im Auftrag des Landpflegamts erfolgten in den 1540er Jahren durch Johann Schöner und in den 1550er Jahren durch Georg Nöttelein. Es ist bezeichnend, dass sich diese beabsichtigten kartographischen Gesamtaufnahmen des Landgebiets als undurchführbar erwiesen und unvollendet blieben; als machbar erwies sich schließlich ein von Bonifatius Nöttelein 1562 bis 1568 erstelltes alphabetisches Verzeichnis der Orte des Landgebietes („Topographia“), das sich auf die Besitzverhältnisse beschränkte.

Das sechste und letzte Kapitel bietet eine knappe (4 ½ Seiten), aber konzise Zusammenfassung der Ergebnisse der Arbeit.

Als Anhänge folgen eine Liste der Abkürzungen, Abbildungsnachweise und ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis (wobei die Sekundärliteratur bei weitem überwiegt). Besonders hingewiesen sei auf den Bildteil mit 31 teils ganz-, teils halbseitigen Farbbildungen in guter Qualität und mit jeweils ausführlichen Erläuterungen.

Entsprechend seinem primär theoriegeleiteten Ansatz behandelt der Autor nur eine begrenzte Anzahl von Karten, die er aber unter einer Vielzahl theoretischer Fragestellungen untersucht. Damit kommt er zu einer Fülle interessanter Beobachtungen weit über das Kartenwesen hinaus. Auch wenn man deren Einordnung in die modernen kultur- medien- oder politikwissenschaftlichen Diskurse (oder gar diese Diskurse selbst) im Einzelfall für etwas überzogen halten mag, so sind sie doch in jedem Fall ausgesprochen anregend, und auch als Übersicht über Entstehung und Anwendung der frühen Kartographie in Nürnberg ist die vorliegende Arbeit lesenswert.

Horst-Dieter Beyerstedt

„Hingehet die Zeit, herkommt der Todt“. 500 Jahre Johannis- und Rochusfriedhof. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Stadtarchivs Nürnberg vom 25. Oktober 2018 – 8. März 2019 (Ausstellungskatalog des Stadtarchivs Nürnberg 26). Neustadt an der Aisch: Schmidt 2018. 173 S. mit zahlr. Abb. € 19,80

Am 31. Oktober 1518 erließ Kaiser Maximilian I. ein Mandat, wonach in der Reichsstadt Nürnberg in Seuchenfällen keine Stadtbewohner mehr bei den Pfarr- und anderen Kirchen bestattet werden dürften, sondern nur noch in neuen Gottesäckern (vgl. Kat. Nr. 7). Dieses Datum bildete die Grundlage für umfangreiche Nürnberger Feierlichkeiten im Jahr 2018 zum 500-jährigen Jubiläum des Johannis- und des Rochusfriedhofs, der beiden großen Nürnberger Begräbnisstätten seit dem frühen 16. Jahrhundert.

Einen fachlich bedeutenden Beitrag dazu leistete das Stadtarchiv Nürnberg mit der Ausstellung „Hingehet die Zeit, herkommt der Todt“, die von Antonia Landois konzipiert und gestaltet wurde. Unter Mitarbeit von Ulrike Swoboda und Helge Weingärtner (alle drei Stadtarchiv Nürnberg) sowie von Claudia Maué, der Nürnberger Stadtheimatspflegerin und Vorsitzenden des Vereins Nürnberger Epitaphienkunst und -kultur, entstanden Ausstellung und Katalog.

Nach grundsätzlichen Erläuterungen zur Ausstellungskonzeption gibt Landois einen Überblick über die Geschichte der beiden Friedhöfe. Schon 1238 genehmigte Papst Gregor IX. einen Begräbnisplatz mit einer Kapelle beim 1234 gegründeten Siechkobel bei St. Johannis. Nach dem kaiserlichen Mandat wurde der Friedhof 1518/19 stark erweitert und diente als Begräbnisplatz für die Bevölkerung der nördlichen Sebalder Stadtseite. Ungefähr zur gleichen Zeit beschloss der Rat die Anlage eines neuen Friedhofs für den Südteil der Stadt „beym Gostenhof“, des späteren Rochusfriedhofs.

Anhand von überlieferten Plänen wird ihre „historische Topographie“ geschildert, die Entwicklung der geographischen Örtlichkeiten und der Friedhofsbelegungen, wobei hier vor allem der Johannisfriedhof gewürdigt werden kann, da für den Rochusfriedhof kaum Pläne aus der reichsstädtischen Zeit überliefert sind.

Der umfangreichste Teil der Einführung wie auch der gezeigten Exponate befasst sich mit dem Thema „Tod und Verwaltung“. Das auf Anhieb eher trocken erscheinende Thema bietet eine Fülle von kulturhistorisch hochinteressanten Details zum nürnbergischen Beerdigungswesen seit der frühen Neuzeit. So werden Einzelheiten des Graberwerbs und der Weitervererbung von Grabstellen beschrieben und sichtbar gemacht an den unterschiedlichen Amtsbuchtypen, in denen sie aufscheinen. Ein Schwerpunkt liegt auf der Beschreibung der verschiedenen Grabformen: Gräber für Handwerksgesellen, Familien- und Einzelgräber, Gemein- und Bürgergruben (letztere sind Sammelgrabstellen für Arme und Menschen ohne Bürgerrecht bzw. Sammelgräber für Bürger in Seuchenzeiten).

Landois befasst sich auch mit der Frage, ob es auf den beiden Friedhöfen Beinhäuser gegeben hat (vermutlich nicht; die Gebeine aus geräumten Gräbern wurden unterhalb der eigentlichen Grabgruben in kleinen Vertiefungen geborgen), und listet das Friedhofpersonal auf, das dem Obersten Kirchenpfleger unterstand, der seit 1620 auch Leiter des zuständigen Grabstättenamtes war; sie schildert die städtischen Begräbnis- und

Trauerordnungen, durch die die Nürnberger Obrigkeit durch die Jahrhunderte versuchte, ihre Vorstellungen durchzusetzen: Wahrung der Tradition, kein Luxus.

Im folgenden Kapitel beschreibt Claudia Maué die Geschichte der Epitaphien und die Bemühungen der frühen Denkmalpflege um diese wertvollen Denkmäler, sie erläutert Epitaphientypen und -motive. Helge Weingärtner setzt sich im Anschluss mit dem alten und leider immer noch aktuellen Phänomen des Epitaphiendiebstahls auseinander.

Ein knapper Ausblick gilt zuletzt dem Friedhof als Ort des Schauderns und des Grusels („Tod und Sensation“).

Der reich bebilderte Katalogteil bietet in 56 meist mehrteiligen Nummern alles Wissenswerte über die Exponate der Ausstellung, ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis rundet die Publikation ab.

Antonia Landois und ihr Team haben ein komplexes Thema hochinformativ und kurzweilig aufgearbeitet. Der Band ist eine reiche Fundgrube für Menschen, die Näheres darüber erfahren wollen, wie eine mitteleuropäische Stadtgesellschaft seit der frühen Neuzeit mit dem Phänomen des Todes umgeht. *Andrea Schwarz*

Politische Geschichte, Recht und Verwaltung

Julia Lehner (Hrsg.): **Politik. Macht. Kultur.** Nürnberg und Lauf unter Kaiser Karl IV. und seinen Nachfolgern. Aufsatzband zur gleichnamigen Tagung vom 17. bis 19. Juni 2016 (Schriften des Kulturreferats Nürnberg 5). Nürnberg: Stadt Nürnberg, Kulturreferat 2019. 291 S. mit Abb. € 20,-

Kaiser Karl IV., der politisch wie kulturell unstrittig wichtigste der luxemburgischen Herrscher sowohl im Heiligen Römischen Reich als auch in den Ländern der Wenzelskrone, machte zu seinem 700. Geburtstag im Jahr 2016 viel her. Dass die fränkische und früher oberdeutsche Metropole Nürnberg sich dabei in die erste Reihe stellte, hatte sehr gute Gründe. Nürnberg tauchte ja nicht nur als Zentralort des Heiligen Römischen Reiches in der Goldenen Bulle von 1356 auf, es war gleich nach Prag der wohl profilierteste Aufenthaltsort des Kaisers, es spielte in seiner Politik eine herausragende Rolle, und es lag aus der Perspektive der Luxemburger an einer geostrategisch besonders exponierten Stelle auf dem Kontinent: Die eigentlich ja westeuropäische Dynastie der Luxemburger – Karl IV. selbst war in Paris erzogen worden – hatte schließlich mit dem Sprung nach Böhmen und seinen Nebenländern einen Spagat hergestellt, der das spätmittelalterliche Europa des 14. Jahrhunderts in eine eigenartige Beziehung zu dem des frühen 21. Jahrhunderts rückt: Vielleicht tagespolitisch überspitzt könnte man sagen, dass die Luxemburger eine Verbindung zwischen dem karolingischen Europa und dem heutigen Visegradeuropa schufen, die heute ja in einem vielfach distanzierteren Verhältnis zueinander stehen. Einmal mehr zeigt sich hier also: Geschichte lange vor der Zeitgeschichte ist für das Reflektieren über die Umstände unserer Gegenwart alles andere als belanglos. Wer für all dies kundiges Material sucht, wird in dem Nürnberger Sammelband über die Zeit Kaiser Karls IV. und seine Beziehungen zu Franken und der Oberpfalz vielerlei Stoff entdecken.

Manchmal wird auf eine bemerkenswert kluge Weise sozusagen der Subtext bemüht: Der Leser bzw. die Leserin kann und soll sich dann selbst erschließen, was sich aus einzelnen, eher verborgenen Entwicklungen durch zentrale Fragestellungen ableiten lässt. Im Beitrag von Walter Bauerneind über die Nürnberger Topographie vor und nach dem Judenpogrom unter Karl IV. wird dieses selbst, eines der größten Verbrechen gegen die Juden auf deutschem Boden vor der Zeit des Nationalsozialismus, nicht einmal mehr geschildert, sondern kontextualisiert. Der Autor zeigt, wie die spätmittelalterliche Boomstadt Nürnberg sich, ihr Judenviertel eingeschlossen, über die Jahrzehnte raumgreifend und mit hoher Prosperität entwickelte und wie dann dieses Judenviertel nach dem Pogrom vom 5. Dezember 1349 mit einem Mal verschwunden war. Das Erschrecken stellt sich somit nicht ein, weil es auf einer anklagend-politischen Oberfläche quasi proklamiert wird, sondern weil es sich bei der Beobachtung eines architektonisch-historischen Prozesses wie von selbst ergibt.

Auf einer ganz anderen Ebene und doch für sich bemerkenswert die Wechselbeziehung zwischen der Reichsstadt und ihrem monarchischen Oberhaupt, dem Kaiser im Heiligen Römischen Reich. Die Nürnberger Diplomatie „konnte“ mit Karl IV., das wird hier vielfach deutlich, sie „konnte“ aber auch mit seinem Vorgänger Kaiser Ludwig dem Bayern. Beide Herrscher standen aber in einem konfrontativen Verhältnis zueinander. Dass es nicht zum Ausbruch eines größeren militärischen Konfliktes kam, lag am Tod des Vorgängers. In dieser Zeit gab offenkundig die Nürnberger Stadtdiplomatie ein Zeichen exemplarischer Staatskunst, indem sie es verstand, die Interessen der Stadt hier wie da erfolgreich zur Geltung zu bringen und rechtzeitig von der einen auf die andere Seite umzuschalten. Man mag so etwas Opportunismus nennen, vermutlich viel mehr angebracht ist aber die Bewertung als kluge Interessenpolitik unter komplexen Umständen.

Der Aufsatzband vereint politisch-historische mit kunsthistorischen Beiträgen; er macht deutlich, wie wichtig für die mittelalterliche Welt Symbole und Bildprogramme waren, ob der Schöne Brunnen am Nürnberger Hauptmarkt, ob die Frauenkirche mit ihrem Bildprogramm, ob die Zurschaustellung von Heraldik in Kaiser Karls IV. Residenz in Lauf. Die Bearbeiter des Bandes haben, um gerade diese Aspekte zur Geltung bringen zu können, sehr viel Bildmaterial eingearbeitet, etwas antiquiert könnte man formulieren, dass der Band buchstäblich „liebvoll“ gestaltet ist, dass das Zusammenspiel von Text und Bild durchgängig stimmt.

Das Werk lädt immer auch wieder, wenn man es damit gewiss auch nicht übertreiben sollte, zu kontrafaktischem Denken ein: Als Neuböhmen waren große Teile der heutigen Oberpfalz und mit Lauf auch fränkische Randbereiche an die böhmische Krone gelangt, wurden sehr bald aber im Gegenzug zu Brandenburg, letzteres eine kurzfristige wittelsbachische Erwerbung, wieder aufgegeben. Bei derartigen Territorialfragen, bei der Frage, wie wann welche Region politisch zugeordnet war, stellt sich immer wieder subkutan die Überlegung ein, wie die deutsche bzw. mitteleuropäische Geschichte weiterverlaufen wäre, wenn Grenzlinien anders gezogen worden wären: Wenn die Länder der Wenzelskrone dauerhaft bis an die Tore Nürnbergs gereicht hätten, wenn die Hohenzollern nicht nach Brandenburg gelangt wären, wenn die Lausitzen dauerhaft bei

Böhmen geblieben wären? Länder- und Machtstrukturen wären in jedem Fall andere gewesen. Einmal mehr zeigt ein Band wie dieser, dass Geschichte stets ein Portefeuille an Möglichkeiten bereithält.

Der Käufer bzw. die Käuferin muss 20 Euro aufbringen, im Hinblick auf Bildmaterial, Gestaltung und Vielfalt der Informationen fürwahr ein Schnäppchen! *Peter März*

Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Vereine

Beat Fumasoli: **Wirtschaftserfolg zwischen Zufall und Innovativität.** Oberdeutsche Städte und ihre Exportwirtschaft im Vergleich (1350–1550) (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte / Beihefte 241). Stuttgart: Steiner 2017. 580 S. mit Abb. und Kt. € 82,-

Welche Faktoren waren dafür verantwortlich, dass sich in einigen oberdeutschen Städten zwischen dem 14. und dem 16. Jahrhundert erfolgreiche Exportgewerbe herausbilden konnten? Diese Frage versucht die Berner Dissertation von Beat Fumasoli durch einen systematischen Vergleich zu beantworten. Der Autor hat dazu zwölf Städte ausgewählt, von denen sich zehn – Augsburg, Freiburg im Üechtland, Nördlingen, Nürnberg, Passau, Ravensburg, Schwäbisch Gmünd, Speyer, St. Gallen und Wangen – durch eine ausgeprägte gewerbliche Exportproduktion (d.h. die Herstellung von Erzeugnissen, die über einen Radius von mindestens 150 bis 200 Kilometern vertrieben wurden) auszeichneten. Nürnberg zeichnete sich gegenüber den anderen untersuchten Städten durch die Breite und Vielfalt seiner Exportgewerbe aus. Als „Kontrollgruppe“ fungieren Regensburg und Basel, die trotz günstiger Voraussetzungen keine vergleichbare gewerbliche Spezialisierung aufwiesen.

Fumasoli lässt eine Vielzahl möglicher Erfolgsfaktoren Revue passieren und bewertet diese im Hinblick auf ihren Beitrag zur Entwicklung von Exportgewerben. Diese umfassen Produktionsfaktoren wie die Verfügbarkeit von Land, Energiequellen und Humankapital, Absatzfaktoren wie Verkehrsanbindung, Handelsgeografie und regionale Nachfrage, politisch-institutionelle Standortfaktoren wie den verfassungsrechtlichen Status der Städte und ihre Infrastruktur, die Strukturen von Handel und Kreditwesen, Strategien des Warenabsatzes, die Produktionsorganisation, technologische Innovationen und Technologietransfer sowie die städtische Wirtschaftspolitik. Entscheidende Bedeutung misst Fumasoli letztlich dem Handeln der Wirtschaftsakteure, konkret der Kooperation zwischen Kaufleuten und Handwerkern zu, die grundsätzlich ein gemeinsames Interesse an der Herstellung exportfähiger Handelsgüter hatten. Die Obrigkeiten förderten diese insbesondere „in den Bereichen Qualitätssicherung und -verbesserung sowie Produktstandardisierung und Markenpolitik“ (S. 502). Von einer systematischen Innovationspolitik kann hingegen keine Rede sein – auch nicht in Nürnberg, wo entsprechende Ansätze am stärksten ausgeprägt waren. Überhaupt gingen von Oberdeutschland nur wenige genuine Innovationen aus, von denen der Buchdruck mit beweglichen Lettern die bekannteste ist. Typischer war die „innovative Imitation“ (S. 504) von Produkten und Prozessen, die in den fortschrittlichsten Wirtschaftsräumen des Spätmittelalters – Italien und den Niederlanden – entwickelt worden waren. Die

Zünfte verhielten sich dabei keineswegs grundsätzlich innovations- und wettbewerbsfeindlich, sondern akzeptierten Neuerungen dort, wo sie die auskömmliche „Nahrung“ ihrer Mitglieder nicht bedrohten. Insgesamt erwiesen sich vor allem die Spezialisierung auf hochwertige Produkte und die verlagsmäßige Organisation der Produktion, aber auch die Einbeziehung des Umlands in die Warenherstellung als erfolgversprechende Strategien. Dass sich in Basel und Regensburg keine starken Exportgewerbe herausbildeten, führt der Autor auf sog. Lock-In-Effekte zurück: Aufgrund des lukrativen Transithandels fehlten der Kaufmannschaft hier Anreize, in andere Wirtschaftssektoren zu investieren. Standortfaktoren wie die regionale Verfügbarkeit von Rohstoffen schließlich spielten eher eine untergeordnete Rolle, weil im Zuge der Produktionsausweitung in der Regel Rohstoffquellen jenseits des eigenen Um- und Hinterlandes erschlossen werden mussten.

Der Autor hat für seine Untersuchung keine eigenen Archivstudien betrieben, sondern Quelleneditionen und die umfangreiche Sekundärliteratur ausgewertet. Dadurch liest sich seine Untersuchung über weite Strecken wie ein langer Literaturbericht. Der Vorzug dieser Vorgehensweise liegt indessen in der systematischen Zusammenschau von oft weit verstreuten Forschungsergebnissen. Obwohl sich Fumasoli nicht durchgehend auf der Höhe der aktuellen Forschung befindet – so muss die Ansicht, dass der Augsburgers Stadtschreiber Konrad Peutinger in den 1520er Jahren „eine Art freie Marktwirtschaft“ (S. 447) propagiert habe, seit den Forschungen von Karin Nehlsen-von Stryk und Bernd Mertens als überholt gelten –, ist diese Syntheseleistung ausgesprochen verdienstvoll.

Mark Häberlein

Andrea M. Kluxen / Julia Krieger / Andrea May (Hrsg.): **Fremde in Franken.** Migration und Kulturtransfer (Geschichte und Kultur in Mittelfranken 4). Würzburg: Ergon-Verl. 2016. 618 S. mit Abb. € 19,-

Die auf dem am 7. und 8. November 2014 vom Bezirk Mittelfranken – Bezirksheimatpflege veranstalteten Symposion „Fremde in Franken. Migration und Kulturtransfer“ basierende gleichnamige Sammelpublikation umfasst beachtliche 23 Beiträge, die in zeitlicher Perspektive vom Frühmittelalter bis in die Gegenwart reichen. In einer ganzen Reihe der Aufsätze spielt Nürnberg infolge seiner vielfältigen und oftmals ganz erheblichen Einbindung in historische wie aktuelle Migrationsprozesse eine mal mehr, mal weniger gewichtige Rolle, so beispielsweise bei Herbert May („Fremde auf dem Land. Italienische Ziegler und Terrazzoarbeiter um 1900 in Franken“, S. 305–318), Hans Dietrich von Loeffelholz („Wirtschaftliche Bedeutung von Migration *und* Integration in Franken seit Ende des Zweiten Weltkrieges“, S. 373–398), Stefan Rühl („Humanitärer Schutz. Asyl und Flüchtlingsmigration in Deutschland und Franken nach 1945“, S. 399–416), Julia Krieger („Pfeffer, Pomeranze, Pizza. Einflüsse auf die Ernährung in Franken“, S. 511–544) und nicht zuletzt bei Georg Seiderer („Ingenieure und Industrielle, Professoren und Beamte: Elitenmigration nach Franken im 19. Jahrhundert“, S. 247–272), der die Bedeutung von Nah- und Fernzuwanderung von Unternehmensgründern und Unternehmern für den industriellen Aufschwung und die wirtschaftliche Fortentwicklung Nürnbergs im fränkischen Kontext hervorhebt. Im

Folgenden sollen aber mit Blick auf die Geschichte der Stadt Nürnberg vier andere Abhandlungen im Mittelpunkt stehen.

Michael Diefenbacher stellt die in wirtschaftlicher wie sozialer Hinsicht überaus erfolgreiche Zuwanderung der Handelsunternehmerfamilie Kleewein aus Villach in Kärnten vor, die sich seit Mitte des 16. Jahrhunderts in Nürnberg nachweisen lässt; Ende des 17. Jahrhunderts starb sie in männlicher Linie aus (S. 223–246). Sie erlebte dank geschickter „Heiratspolitik“ auch einen raschen gesellschaftlichen Aufstieg. Dadurch gelang es schon in der ersten in Nürnberg ansässigen und der kaufmännischen Elite zugehörigen Generation, „mit den höchsten Kreisen der Reichsstadt“ (S. 245) in Verbindung zu treten und somit „mitten in d[er] ‚High Society‘ der Reichsstadt“ (S. 235) anzukommen. Bereits mit Joachim Kleewein aus der zweiten Generation fiel der von seinem Vater begründeten und von ihm geführten Firma „[i]m Wirtschaftsleben der Reichsstadt Nürnberg [...] im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts eine entscheidende Rolle“ (S. 236) zu. Das Exempel Kleewein belegt eindrucksvoll – und weitere Beispiele von zugewanderten Kaufleuten zeigen dies ebenso –, dass „Zuwanderung nach Nürnberg [...] auch im 16./17. Jahrhundert kein Hinderungsgrund [war], in die obersten Kreise der Reichsstadt vorzustoßen.“ (S. 246)

Die Untersuchung von Charlotte Bühl-Gramer widmet sich den enormen Wandlungsbewegungen während der Phase der Hochindustrialisierung, wobei zwar der gesamte mittelfränkische Raum im Fokus steht, aber doch Nürnberg, dessen wirtschaftliche Entwicklung seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mehr und mehr von der elektrotechnischen Industrie angestoßen und bestimmt wurde, einen wesentlichen Part einnimmt (S. 287–303). Deutlich wird hierbei, dass der rasante Wachstumsschub der einstigen Reichsstadt, letztlich die Großstadtwerdung, ohne den massenhaft notwendig gewordenen Zuzug industrieller Arbeitskräfte nicht möglich gewesen wäre. Denn dieser zeitigte gravierende infrastrukturelle Folgen, bedingte jedoch ebenso die merkliche Veränderung der Stadtgesellschaft in konfessioneller Hinsicht aufgrund der Zunahme der jüdischen und vor allem der katholischen Bevölkerung oder die dringend gebotene Schaffung von Wohnraum, auch und besonders in der lange Jahre beinahe ungezügelt mächtig aufstrebenden sogenannten Südstadt. Darüber hinaus verweist die Autorin insbesondere auf den Umstand, dass große Teile der Industriearbeiterschaft, die in vielen Fällen der „industrielle[n] Reservearmee“ (S. 292) zuzurechnen war, innerhalb kurzer Zeitspannen und wohl selbst binnen eines Jahr und sogar wiederholt zu- und abwanderten, und außerdem auf die imposante innerstädtische Mobilität hinsichtlich Arbeitsstellen- und Wohnungswechsel – „Über 100.000 Personen wechselten jährlich innerhalb Nürnbergs die Wohnung“ (S. 293)! –, auf die immense Bedeutung des Pendlerverkehrs – ein Ausdruck hierfür waren die seit 1891 in Bayern angebotenen „Arbeiterfahrkarten für die Nutzung der Eisenbahnen“ (S. 293) – sowie auf weitere Wirkungen, die zur massiven Veränderung von Lebensgewohnheiten und nicht zuletzt der Wohnsitten führte, wozu auch das Vordringen „von in Mittelfranken traditionell unüblichen Wohnküchen“ (S. 302) zählte.

Evelyn Gillmeister-Geisenhof gelingt in ihrer Betrachtung frühneuzeitlicher textiler Fernhandelsbeziehungen die interessante Verknüpfung der Alltags- mit der

Wirtschaftsgeschichte einer patrizischen Kaufmannsfamilie Ende des 16. Jahrhunderts auf der Basis des Briefwechsels der Verlobten bzw. Eheleute Balthasar Paumgartner und Magdalena Paumgartner, geborene Behaim (S. 475–490). Die italienische Hauptniederlassung des Nürnberger Kaufmanns Balthasar Paumgartner befand sich in Lucca in der Toskana, wo er sich die „für die Frankfurter Messen im Herbst und im Frühjahr“ (S. 479) bestimmten Waren beschaffte. Während Balthasar Paumgartner sich mehrmals für begrenzte Zeit in Italien aufhielt, „migrierten“ die Waren in aller Regel dauerhaft. Ersichtlich ist sowohl die (außer-)europäische Dimension des Warenhandels (wie auch des für die unabdingbare Kommunikation in Handelsangelegenheiten nötigen Botenwesens), hier von Rohseide persischer sowie von Garnen, Stoffen und Gewändern italienischer Provenienz, als auch die private patrizische Nachfrage nach gleichermaßen modischen wie hochpreisigen Textilerzeugnissen: „Die Patrizierfamilie Paumgartner verdeutlicht in ihrem Konsumverhalten, wie sehr sie in ihrem sozialen Milieu verwurzelt, eingebunden und abhängig [...] war. Besonders in der Ausgestaltung ihrer sichtbaren Heimtextilien und Kleidung schöpften sie immer wieder nach den neuesten angesagten Trends aus dem internationalen Warenpool“ (S. 487) – was letztlich nichts anderes als eine spezielle Spielart des Kulturtransfers darstellte.

Die umfangreiche Studie von Lilia Antipow vermittelt und analysiert eindringlich und intensiv das Schicksal dreier Generationen einer deutschstämmigen Familie, die 1990 als Aussiedler aus der Sowjetunion nach Deutschland, nach Oberfranken, kamen und bietet zugleich eine Fülle von Ansatzpunkten für weitere, vergleichende Forschungen (S. 427–464). Zwar übersiedelte nur die dritte Generation teilweise nach Nürnberg, doch spielte die fränkische Metropole für die Familie durchaus eine Rolle – so besuchten die Angehörigen der zweiten Generation hier für acht Monate einen „Deutschkurs für Akademiker“ (S. 440). Nürnberg besitzt allerdings in diesem Zuwanderungszusammenhang nach wie vor eine übergeordnete Bedeutung, denn die Stadt weist einen sehr hohen Bevölkerungsanteil von Aussiedlern und Spätaussiedlern auf: Hinsichtlich deren Gesamtzahl liegt sie „unter allen deutschen Städten auf dem dritten Platz nach Berlin und Hamburg“ und steht bezüglich des Anteils „an der Gesamtbevölkerung [...] auf der zweiten Stelle [...] nach Augsburg“ (S. 430). Zudem entwickelte sich der Nürnberger Stadtteil Langwasser in den 1990er Jahren zu einem Brennpunkt der Deutschstämmigen aus Russland, und Nürnberg war zwischen 1997 und 1999 die bayernweite Hochburg „von [straf-]tatverdächtigen Aussiedlern“ (S. 448). Die Zuwanderung führte zu zahlreichen und tiefgehenden Veränderungen im Leben aller drei Generationen und forcierte zum Beispiel die bereits in der Sowjetunion angestoßene Umgestaltung des familiären „Machtgefüges“, denn an die Stelle einer „patriarchalische[n] Familienstruktur“ trat endlich „ein eher gleichberechtigtes Eltern-Kinder-Verhältnis“ (S. 436). Als kurzes, resümierendes Fazit gilt für alle drei Generationen: „Der Weg der Integration war lang und kompliziert und ist keineswegs abgeschlossen.“ (S. 464) Obgleich die Verfasserin dies eher offen lässt, darf davon ausgegangen werden, dass – in welchen Lebensbereichen und in welchem Ausmaß auch immer – durch die Zuwanderung „von Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion“ sich sicherlich „auch die Aufnahmegesellschaft verändert hat“, wenngleich diesbezüglich „eine Art ‚reziproker Akkulturation‘“ (S. 464) bislang vermutlich kaum ansatzweise erfolgt ist und vielleicht auch nicht mehr in größerem Maß stattfinden wird.

Die vier ausgewählten Beiträge unterstreichen den in den jüngst vergangenen Jahren eingetretenen sehr guten Forschungsstand zur Zuwanderung nach Nürnberg und deren Folgen. Für Franken insgesamt stellt der Sammelband eindeutig eine merkliche Bereicherung der komplexen Thematik „Migration und Kulturtransfer“ dar, doch kann er gewiss nur ein erster Schritt auf einem zweifellos noch mühseligen Forschungsweg sein. Und Andrea M. Kluxen ist in ihren einleitenden Bemerkungen (S. 11–15) zwar unbedingt zuzustimmen, wenn sie betont, dass „nicht alle für Franken relevanten Migrantengruppen und Migrationsformen vorgestellt werden“ (S. 14) konnten, trotzdem schmerzt das Fehlen einer eigenen Abhandlung zum bis heute wirksamen Zuzug von „Gastarbeiterinnen“ und „Gastarbeitern“ nach Franken sehr. Auch wenn eine größere Genauigkeit bei manchen bibliografischen Angaben und generelle formale Einheitlichkeit in den Fußnoten geboten gewesen wäre, für die ausführlichen Orts- und Personenregister gebührt den Verantwortlichen umso mehr Dank und Lob.

Steven M. Zablaus

Eva Seelig: **Italienische Gastarbeiter in Nürnberg 1955–1985**. Geglückte oder missglückte Integration? Das Schicksal der Dagebliebenen der ersten Generation. Bonn: minifanal.de 2018. 293 S. mit Abb. und Grafiken € 29,90

Die Promotionsschrift von Eva Seelig behandelt zweifelsohne ein nach wie vor hochaktuelles, spannendes und brisantes Thema, die Migration nach Deutschland. Die Autorin beleuchtet hierbei die in der öffentlichen Rezeption bis heute gewichtige Zuwanderung italienischer Arbeitskräfte der „Gastarbeiterära“ in die einstige Industriemetropole und Arbeiterhochburg Nürnberg. Im Fokus ihres Interesses steht die Frage, inwieweit in diesem Kontext von einer „geglückten“ oder eben „missglückten“ Integration gesprochen werden kann, erst recht angesichts massiver, unverändert gegebener deutschsprachiger Defizite vieler aus Italien seit Mitte der 1950er Jahre Zugezogener der ersten Zuwanderergeneration. Die Verfasserin der Studie nimmt deshalb im Folgenden für den Zeitraum 1955–1985 gezielt männliche Italienstämmige in den Blick, die in Nürnberg dauerhaft geblieben sind, hier letztlich ihren Lebensmittelpunkt gefunden haben. Leider erfahren die Leserinnen und Leser dieser Arbeit explizit erst aus Fußnote 27 auf Seite 116, dass „auf die Geschichte der weiblichen Gastarbeiterinnen [...] in dieser Arbeit nicht gesondert eingegangen [wird]“. Eine derart grundlegende Aussage wäre sehr viel früher und an weitaus prominenterer Stelle dringend notwendig gewesen.

Die Dissertation umfasst – ohne Titelblatt, Impressum und Inhaltsverzeichnis (S. 1–8), Abkürzungsverzeichnis (S. 240f.), Anhang (S. 242–275: Abdruck einiger wichtiger zeitgenössischer Quellen und beispielhafter, aus dem Stadtarchiv Nürnberg stammender Fotos) und Literaturverzeichnis (S. 276–293) – rund 230 Seiten. Die Einleitung und die erläuternde Darstellung insbesondere der politischen und wirtschaftlichen Ausgangsbedingungen in Italien und Deutschland seit den 1940er Jahren, der rechtlichen Grundlagen für den Aufenthalt von Ausländerinnen und Ausländern in Deutschland und speziell der gesetzlichen Regelungen für die Anwerbung und den Arbeitsaufenthalt von Italienerinnen und Italienern seitens der Bundesrepublik (und auch der Europäischen Gemeinschaften), der weiteren wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands, des

folgenden sogenannten Anwerbestopps und der im Anschluss umgesetzten Ausländerpolitik, bei der es sich im Wesentlichen um eine „Verweigerungspolitik“ (S. 103) handelte, mit allen negativen Wirkungen auf die Integration(sbereitschaft) von Ausländerinnen und Ausländern, sowie grundsätzlicher Schwierigkeiten von Arbeitsmigrantinnen und -migranten hinsichtlich Wohnunterkünften und des Kontakts mit dem neuen sozialen Umfeld beanspruchen immerhin annähernd 100 Seiten.

Eine derartige Heranführung an das Kernthema, das Arbeiten und Leben italienischer Arbeitskräfte in Nürnberg und die interviewgestützte Darlegung der erinnernden (Selbst-)Wahrnehmung durch die von Migration und Integration Betroffenen, ist zweifellos geboten. Allerdings sind die Ausführungen der Rahmenbedingungen streckenweise arg lang geraten, unter anderem die Vorstellung der „rechtlichen“ Einbindung italienischer Arbeitnehmerinnen und -arbeitnehmer, die zudem eine relativ wohlwollende Schilderung erfahren hat. Auch die politische Geschichte, besonders Italiens, nimmt recht breiten Raum ein, was etwas erstaunt, da darauf anschließend kaum mehr Bezug genommen wird. Eine größere Straffheit hätte hier gutgetan. Ebenso hätte die Erläuterung der deutschen Wirtschaftsentwicklung, zumal sie an etlichen Stellen ungenau dargeboten wird, sehr viel prägnanter ausfallen dürfen, liegen hier doch hervorragende Studien zuhauf vor. Unverständlich ist in diesem Zusammenhang, dass die meisten dieser einschlägigen Veröffentlichungen gar nicht genannt – oder fatalerweise nicht gekannt? – werden, jedoch stattdessen das zwar eidetisch gestaltete, aber doch populärwissenschaftliche Werk „Das Wirtschaftswunder. Unser Weg in den Wohlstand“ von Frank Grube und Gerhard Richter wiederholt als Beleg für getroffene Aussagen und Wertungen herangezogen wird.

Gleichwohl gelingen der Autorin in diesem Abschnitt mehrmals überzeugende Bemerkungen und Passagen, so zum Beispiel zu den „eine strukturierte Integration“ – freilich auch in sprachlicher Perspektive – hemmenden Wirkungen des jahrhundertelangen „regelmäßigen interkulturellen Austausch[s]“ zwischen Italien und Deutschland und einer (allzu) intensiven Betreuung durch die katholische Kirche fern der Geburtsheimat (S. 15), den Gemeinschaftsunterkünften für ausländische Arbeitskräfte und der Verwendung vieler dieser Einrichtungen ab den 1980er Jahren nicht zuletzt für Flüchtlinge und Asylsuchende (S. 87) sowie der „konsolidierenden“ beziehungsweise stark limitierenden deutschen Einwanderungspolitik in und seit den 1980er Jahren (S. 98–103).

Der Hauptteil der Doktorarbeit – „Italienische Gastarbeiter in Nürnberg“ (S. 104–235) – ist in drei Teile gegliedert. Den Anfang macht ein informativer, vielfach statistisch fundierter Überblick („Zahlen und Fakten“, S. 106–148), der sich mit der demografischen Entwicklung, der geografischen wie gesellschaftlichen Herkunft der Zugewanderten und deren Motivation für den Zuzug, ihrer Qualifikation und dem beruflichen Einsatz sowie dessen Vergütung, der räumlichen Unterbringung, den familiären Gegebenheiten, aufgetretenen Konflikten mit Einheimischen sowie dem Phänomen der „Pendlermigranten“ (S. 145), denen die einstige Heimat aber zunehmend fremd wurde (S. 146), beschäftigt. Im Zusammenhang mit den in diesem Abschnitt zahlreich eingebundenen Grafiken ist bedauerlicherweise zu bemerken, dass diese in Bezug auf ihre Nutzbarkeit

immer wieder gravierende Mängel aufweisen. Dies betrifft vor allem eine angemessene Größe und häufig die Bildqualität und hier im Wesentlichen die viel zu oft vorhandene Unschärfe und Kontrastlosigkeit sowie partielle Unübersichtlichkeit. Dadurch verlieren grundsätzlich nutzbringende Schaubilder fundamental an Wirkkraft, ja schaden dem Gesamteindruck der Studie in hohem Maße.

Das folgende Kapitel (S. 149–209) befasst sich mit „verschiedenen Integrationsformen und d[en] wichtigsten Integrationsetappen [...], die für ein gesellschaftliches Miteinander entscheidend waren.“ (S. 209) Wie schon in den vorangegangenen Abschnitten, die sich mit den Wohnbedingungen und den Differenzen mit der etablierten Bevölkerung auseinandersetzen, praktiziert, kommen fortan verstärkt Zeitzeugen zu Wort (mehrere der zugrunde liegenden Interviews stammen aus dem Bestand „F 21 – Materialien zur Migration“ des Forschungsschwerpunkts „Zuwanderung nach Nürnberg seit 1945“ des Stadtarchivs Nürnberg). Hierdurch gewinnt die Arbeit im Allgemeinen und im Besonderen bei Betrachtung der Bewältigung von Sprachschwierigkeiten, der familiären, schulischen und beruflichen Eingliederung, der gemeindlichen Integrationspolitik, der italienisch-katholischen Gemeinde, der italienischen Selbsthilfeorganisationen (Vereine) sowie der politischen Teilhabe ungemein an Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Festzuhalten bleibt indes, dass sich die aufgezeigten Verhältnisse und Entwicklungen im Großen und Ganzen von den Erlebnissen, Erfahrungen und Wertungen anderer Zuwanderungsgruppen – exemplarisch sei allein auf die lange Zeit hoch problematische Wohnsituation der meisten „Gastarbeiterinnen“ und „Gastarbeiter“ hingewiesen – nur unwesentlich unterscheiden, sie unterfüttern die bislang gewonnenen Erkenntnisse aber wenigstens.

Namentlich weil „es schwierig [war und ist], von standardisierten Integrationskriterien oder dem einen Integrationsbegriff zu sprechen“, vielmehr pauschal „von einem friedlichen Miteinander zwischen Aufnahmegesellschaft und Zugezogenen“ als grundlegendes Integrationskriterium ausgegangen werden sollte (S. 153), besitzt die Untersuchung dort ihre größte Bedeutung, wo sich die italienischen Zuwanderer – im dritten und letzten Abschnitt des Hauptkapitels (S. 209–235) – zu ihrer eigenen Integration(swahrnehmung) äußern: Denn es gibt stets nur eine individuelle, von anderen teilweise schwer nachzuvollziehende und zu akzeptierende Integration (so auch in sprachlicher Hinsicht, für deren etwaige Begrenztheit Zuwandernde letztendlich die alleinige Verantwortung tragen, wie die Verfasserin klarstellt; vgl. S. 154f.), die von den übrigen „Integrationsgeschichten“ unter Umständen merklich abweichen kann (S. 210–226, 237f.).

Zwar sind auch derartige, höchst unterschiedliche Aussagen und Einschätzungen hinlänglich bekannt, doch werden ihre Vielgestaltigkeit und Bedeutungskraft noch viel zu wenig abgebildet, betont und eingeordnet. So gelangt die Verfasserin, die des Weiteren die Sichtweisen und Gewichtungen der eingesessenen Bevölkerung, der Medien und der Kommunalpolitik berücksichtigt, zu dem Schluss, dass zwar „eine durchgreifende Integration der ersten Generation“ italienischstämmiger „Gastarbeiter“ im Fall der Stadt Nürnberg „heute als weitestgehend [abgeschlossen] gelten“ darf, wenngleich der Integrationsprozess der „Gesamtgruppe“ – sinnvollerweise sollte die zweite und dritte

Generation, die zwar beispielsweise weiterhin eklatante Schwächen in der schulischen Bildung aufweist, jedoch durch ihre Existenz in Nürnberg für die Integration der ersten Generation Wesentliches geleistet hat, in die Betrachtung miteinbezogen werden – gegenwärtig immer noch nicht an ein Ende gelangt ist (S. 238f.).

Die abschließende Bewertung der Untersuchung fällt zwiespältig aus, denn einerseits ist es der Autorin gelungen, einen gezielten und ausgewogen urteilenden Blick auf die italienischen „Gastarbeiter“ der Jahre 1955 bis 1985 in Nürnberg zu werfen – und an solchen Einzelstudien besteht auch hinfort für Nürnberg und andernorts Bedarf –, andererseits bleibt der übergeordnete Erkenntniswert angesichts bereits im deutschen Sprachraum vorliegender einschlägiger, zuwanderungsgruppenübergreifender wie einzelne Nationalitäten berücksichtigender Arbeiten schlussendlich überschaubar und ist vermutlich am ehesten hinsichtlich der Selbstsicht der italienischen Arbeitsmigranten auf ihre sowohl komplexe als auch mannigfaltig zu hinterfragende „Integrationsleistung“ wertvoll. Der ambivalente Eindruck wird unglücklicherweise durch schwerwiegende grammatische Unzulänglichkeiten und insbesondere eine Fülle von Orthografie- und Interpunktionsfehlern erheblich ins Nachteilige verschoben, lassen sie doch ernste Zweifel an der Beherrschung der deutschen Sprache durch die Verfasserin aufkommen. Ganz besonders ärgerlich ist schließlich der Umstand, dass vor allem eine Vielzahl von Aufsatztiteln, die in den Fußnoten aufscheinen, nicht im Literaturverzeichnis aufgeführt werden, allein die jeweilige Sammelpublikation ist in den meisten Fällen genannt. Darüber hinaus sind etliche bibliografische Angaben unvollständig und vereinzelt sogar fehlerhaft.

Steven M. Zablaus

Kunst, Architektur

Anja Grebe: **Dürer**. Die Geschichte seines Ruhms. Petersberg: Imhof, 2013. 368 S. mit zahlr. Abb. € 69,-

Ignoranz kann für die Kunstgeschichte bisweilen beinahe tragische Züge annehmen: So war es dem reisenden Kaufmann Hans Ulrich Krafft aus Ulm in Prag zwar gelungen, sich mit dem berühmten Hofmaler Rudolfs II. und obersten Kustos der kaiserlichen Kunstammer, Bartholomäus Spranger, anzufreunden, und dieser lud den jungen Mann am 18. Dezember 1584 auch zu einer heimlichen Besichtigung der Sammlungsräume ein, während der Kaiser zu Tisch war – doch alles, wovon seine sonst so detailreichen Lebenserinnerungen berichten, sind ein paar „nackende Bilder“ vorwiegend italienischer Provenienz und die lebensgroße Darstellung der herrscherlichen Lieblingsdogge. Dabei dürfte Krafft gewusst haben, welche Schätze von der Hand Dürers hier aufbewahrt wurden, denn was er schließlich als Trophäe nach Ulm heimbrachte, gehört wohl zu den eigenartigsten Dürer-Reliquien überhaupt. Er konnte Spranger nämlich dazu überreden, ihm eine eigenhändige kleine Schriftprobe aus Dürers Korrektorexemplar der „Unterweisung der Messung“ herauszuschneiden. Spranger tat ihm den Gefallen, fertigte aber zuvor eine Kopie des kleinen Autographs an und überklebte die entstandene Fehlstelle so sorgfältig damit, dass sie erst in jüngster Zeit bemerkt wurde. Dieser Aufwand ist umso erstaunlicher, als das Buch gar nicht Bestandteil der kaiserlichen

Sammlung war, sondern dass es Spranger offensichtlich unter den Augen seines leidenschaftlich sammelnden Brotherrn gelungen war, neben zahlreichen anderen Düreriana das bedeutsame Werk in seinen persönlichen Besitz zu bringen – ohne jemals selbst künstlerischen Gebrauch davon gemacht zu haben. In Ulm klebte Krafft sein inhaltlich nun völlig sinnfreies Mitbringsel in den Rückdeckel seiner kostbaren Lutherbibel, zusammen mit Autographen Luthers, Melanchthons und Cranachs d. J. Als bald fügte er die berühmten Kupferstich-Porträts Friedrichs des Weisen und Philipp Melanchthons hinzu – nicht ohne deren Namen mit schwarzer Tinte mitten auf den Blättern zu notieren und sie als Kunstwerke damit zu ruinieren (vgl. Verf.: Die Luther-Bibel des Hans Ulrich Krafft. Ein Fund von Autographen Luthers, Melanchthons, Cranachs und Dürers in der Herzog August Bibliothek und ihre illustre Provenienz, in: Wolfenbütteler Beiträge 13 (2005), S. 255–308).

Solche und ähnliche Geschichten würde man von einer großen, umfassend angelegten Untersuchung über „Dürers Ruhm“ erwarten, zumal sich der Bogen von solch erstaunlichen kleinen Episoden aus mühelos auf weitere Facetten der postumen Dürer-Rezeption ausweiten ließe: hier der biedere Ulmer, der von Kunst ersichtlich nichts verstand, aber ein großer Verehrer des Meisters war, dort Kaiser Rudolf als bedeutender Sammler mit seinem Kustos Spranger, der zwar eine echte Dürer-Zimelie sowie zahllose Druckgrafiken von ihm besaß, sich selbst aber niemals künstlerisch mit dessen Werk auseinandergesetzt hat. Dies könnte in einem Umfeld umso mehr erstaunen, als dort Künstler wie Hans Hoffmann, Jobst Harrich oder Daniel Fröschl dafür besoldet wurden, Dürer-Kopien und -Paraphrasen zu fertigen, die noch heute durch stilistische Einfühlung und Sorgfalt beeindrucken. Dass in diesem Kontext auch Fälschungen entstanden, kann dabei nicht überraschen und könnte auch problematische Dürer-Gemälde wie das *Opus quinque dierum* betreffen, das als „Dürer-Pasticcio“ aus der Zeit um 1600 bereits in Erwägung gezogen wurde (vgl. Verf.: „... so es der natur entgegen so ist es böß“. Das Madrider Gemälde „Christus unter den Schriftgelehrten“ und seine Stellung zum Werk Albrecht Dürers, in: Dürer-Jahrbuch des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg 2 (2009), S. 227–258).

Als bemerkenswert würde dabei aber auch die Selbstverständlichkeit ins Auge springen, mit der Krafft das Dürer-Autograph unter jene der wirklichen Reformations-Heroen einreicht, was weitere Überlegungen hinsichtlich einer konfessionellen Vereinnahmung des Nürnbergers anregen könnte. Dabei würde man unweigerlich auf Dürers angebliche Luther-Medaille stoßen, aber auch auf die sogenannten Trauringe Martin Luthers und Katharina von Boras, die heute im Braunschweiger Anton-Ulrich-Museum aufbewahrt werden und von denen Johann Karl Konrad Oelrichs berichtet, es habe sie der gelernte Goldschmied Dürer für das Reformatorenpaar geschaffen (Tagebuch einer gelehrten Reise 1750, durch einen Theil von Ober- und Nieder-Sachsen, Bd. 1. Berlin 1782, S. 55).

Einer dieser konfessionellen Gedankenstränge würde unweigerlich in die Niederlande führen, wo Dürer von Antwerpen aus mit der großen Reise von 1520/21 im nachmals katholisch gebliebenen Teil die Basis für seinen anhaltenden Ruhm höchstselbst gelegt hatte. Einen bislang noch kaum im größeren Zusammenhang erforschten Komplex stel-

len in diesem Zusammenhang die außerordentlich zahlreichen Antwerpener Schnitzaltäre im niederrheinischen Gebiet aus den Jahren um 1520 dar, die in extenso auf Dürersche Druckgrafik zurückgreifen (vgl. Christoph Schaden: Die Antwerpener Schnitzaltäre im ehemaligen Dekanat Zülpich, Köln 2000; Maria Krämer: Der Hochaltar der Pfarrkirche St. Martinus in Linnich. Ein Meisterwerk des Antwerpener Manierismus, Köln 2012). Als weiteres direktes Ergebnis der Niederländischen Reise aber dürfte man wohl auch die erste und offenbar einzige literarische Resonanz auf Dürers Tod im Ausland ansehen, die sich im Widmungsbrief des Cornelius Grapheus ausgerechnet zum Skulpturentraktat des Pomponius Gauricus findet, der 1528 – ebenfalls in Antwerpen – neu aufgelegt wurde (Verf.: Kap. „Tod, Ruhm und Nachruhm“, in: Albrecht Dürer. Das große Glück. Kunst im Zeichen des geistigen Aufbruchs. Mit Beiträgen von Birgit Münch, Ausstellungskatalog Osnabrück 2003, S. 15–100 u. Kat.-Nr. 5).

Während sich Antwerpen damit neben Nürnberg, München und Prag zu einem der bedeutendsten Vororte von Dürers Nachruhm entwickelte, fand die vermutlich größte bekannte Versteigerung von Dürerscher Druckgraphik 1638 im calvinistisch-lutherischen Amsterdam statt, bei der neben mindestens 3.000 Dürer-Drucken offenbar auch die 21 Holzstöcke zum Marienleben aufgerufen wurden. Bekannt wurde diese Versteigerung vor allem deshalb, weil es sich um den Nachlass Gommer Sprangers, Neffen des Bartholomäus handelte, vor allem aber, weil auch Rembrandt dort kaufte, und bei dieser Gelegenheit wohl auch in Dürers Handexemplar der „Unterweisung“ blätterte, da er dessen „Proportionslehre“ bereits besaß (vgl. Verf.: Dürer und Spranger. Ein Autographenfund im Spiegel der europäischen Sammlungsgeschichte. Mit einer Transkription der Amsterdamer Auktionsliste vom Februar 1638, in: MVGN 93 (2006), S. 25–69). All dies wiederum könnte den Blick auf den erstaunlich großen Bestand originaler Holzstöcke und Kupferplatten lenken, die aus Dürers Hinterlassenschaft inzwischen über die Sammlungen der ganzen Welt verstreut sind, durch die Zusammenstellung von Walter L. Strauss aber nach wie vor einen idealen Zugang zu den unzähligen postumen Abzügen von Dürer-Werken bilden (Albrecht Dürer. Woodcuts and Wood Blocks, New York 1979). Dass auch diese Relikte aus der Werkstatt des Meisters einen eigenen Status der Verehrung erlangen konnten, zeigt die vergoldete Druckplatte mit dem Bildnis Philipp Melanchthons von 1526 aus noch unbekannter Provenienz im Gothaer Schlossmuseum.

All dies sind Schlaglichter auf das kulturhistorisch höchst bemerkenswerte Phänomen des „Dürer-Nachlebens“, das seit jeher breite wissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren hat. Dabei wäre es zunächst und vor allem als Emanation eines der großen „totalen sozialen Phänomene“ des Mittelalters ebenso wie der Frühen Neuzeit zu untersuchen, das seit nunmehr bald einem halben Jahrhundert im Fokus der kulturgeschichtlichen Forschung steht: die Memoria. Methodologische Reflexionen über Dürers aktiven und passiven Anteil daran müssten sich vor allem deshalb aufdrängen, weil sein Schaffen über lange Jahre hinweg zunächst auf Konrad Celtis, den „poetus laureatus“ (sic, S. 117, S. 162) und seinerzeit maßgeblichen deutschen Humanisten, dann aber auch auf Kaiser Maximilian I. ausgerichtet war, für den er seit 1512 tätig war. Denn

beide Zeitgenossen waren regelrechte Meister der Selbststilisierung und zugleich der totalen, mitunter fast obsessiven Kontrolle über das eigene Bild bei Mit- und Nachwelt. Schlagend zeigen sich diese Aspekte in der nach Dürers Entwürfen ausgeführten, kriegszerstörten Nürnberger Rathausausmalung mit dem Triumphwagen Kaiser Maximilians im Zentrum, in dem die Memoria beider regelrecht konvergiert. Dies aber führt zu der entscheidenden Frage, inwieweit Dürers Ruhm auf eigenen, bewussten Weichenstellungen bei Lebzeiten basiert und welche Interferenzen sich dabei mit den nationalpatriotischen Zuschreibungen der ihn umgebenden Humanisten auf tun. Denn alle Genannten waren zugleich Adressaten und Förderer eines aufkommenden deutschen „Patriotismus“, der sich in seiner kulturpolitischen Spielart vor allem aus dem sogenannten Barbaren-Verdikt speiste, dem zufolge italienische Intellektuelle auf ihre nordeuropäischen Kollegen verachtungsvoll herabgesehen hätten (vgl. Caspar Hirschi: *Wettkampf der Nationen. Konstruktion einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*, Göttingen 2005). Und da Dürer seit jeher stark unter dem Einfluss von Humanisten wie Brant, Celtis oder Pirckheimer gestanden hatte, wäre auch für ihn und seine dortige künstlerische (Nach-)Wirkung ein eher ambivalentes Verhältnis zum Ursprungsland von Humanismus und Renaissance die gegebene Arbeitshypothese.

Zu berücksichtigen wäre dabei auch, dass Dürers Spitzenposition in der deutschen Selbstwahrnehmung alsbald durch den rapide wachsenden Ruhm und Nachruhm Martin Luthers nachhaltige Konkurrenz erwachsen war (vgl. Rez.: *Modell Germania*, in: EGO. Europäische Geschichte online 21.08.2012 / <http://ieg-ego.eu/de/threads/modelle-und-stereotypen/modell-germania>).

Ein ähnlich aufschlussreicher Parallelismus entspringt auch Georg Wolfgang Knorrs 1738 erschienenem, fiktiven Dialog zwischen Dürer und Raffael im „Reich der Toten“ (Heinz Lüdecke/Susanne Heiland: *Dürer und die Nachwelt*, Berlin 1955, S. 117–121). Diese Dichotomie sollte nicht nur zu einem Ursprungsphänomen der romantischen Dürer-Verklärung des 19. Jahrhunderts werden, sondern leitete vor allem zu dem noch tiefer greifenden Fragenkomplex, ob dieser Ruhm überhaupt als Alleinstellungsmerkmal für den Nürnberger Künstler gelten könnte. Denn bekanntermaßen haben etwa auch seine beiden großen Zeitgenossen Raffael und Michelangelo bei Lebzeiten überwältigende Verehrung und einen unmittelbar mit ihrem Tod einsetzenden und bis in die Gegenwart stetig wachsenden Nachruhm erfahren. Am unmittelbarsten greifbar wird dies bei Raffael in dem einzigartigen Altargrab im römischen Pantheon, bei Michelangelo dagegen in der Casa Buonarroti in Florenz, die ihm sein Großneffe Michelangelo d. J. widmete und zu einem Ort der Verehrung des berühmten Onkels ausgestaltete. Doch ebenso ließe sich nach strukturellen Übereinstimmungen mit der Selbstwahrnehmung und -darstellung von Peter Paul Rubens fragen (Nils Büttner: *Herr P. P. Rubens. Von der Kunst, berühmt zu werden*, Göttingen 2006), der zudem um 1600 „inspired by the Dürer-Lucas van Leyden revival“ mehrere Dürer-Motive künstlerisch verarbeitete und darin von Anthonis van Dyck sogar noch übertroffen wurde (Kristin Lohse Belkin: *Rubens. Copies and Adaptations from Renaissance and other Artists*, Bd. 1,1: *German and Netherlandish Artists* (Corpus Rubenianum Ludvig Burchard 26), London/

Turnhout 2009, S. 33f.). Unlängst erschien auch eine umfangreiche Monografie von Sandra Hindriks, die sich diesem Phänomen beim wohl größten niederländischen Maler des Spätmittelalters widmet (Der „vlaemsche Apelles“. Jan van Eycks früher Ruhm und die niederländische „Renaissance“, Petersberg 2019). Überrascht stellt man bei dem bereits 1441 verstorbenen Künstler viele Parallelen zu Dürer fest: vom früh einsetzenden, internationalen Ruhm einschließlich des Apelles-Diskurses und einer regelrechten „van-Eyck-Renaissance“ bereits um 1500 über eine herausgehobene Grabstätte mit lateinischem Epigramm in der Brügger Kathedrale bis hin zu einer im 16. Jahrhundert nachweisbaren literarischen Verklärung und künstlerischen Nachwirkung.

Damit wiederum ließe sich seiner Struktur nach ein weiterer kulturgeschichtlicher Komplex in den Niederlanden parallelisieren, der im Grunde kunsthistorisches Allgemeingut ist: die extensive Bezugnahme Pieter Bruegels d. Ä. (um 1526/30–1569) auf die Werke des Hieronymus Bosch (um 1450–1516). Hier nämlich orientiert sich ein bedeutender Künstler nicht mehr an der allgegenwärtigen Antike, an seinem Lehrherrn oder an berühmten Zeitgenossen, sondern adaptiert einen Meister, der etwa ein Jahrzehnt vor seiner eigener Geburt verstorben war. Dies ist umso interessanter, als sich ja auch Dürer in seinem Frühwerk intensiv mit den für ihn prägenden Kupferstichen des 1491 verstorbenen Martin Schongauer auseinandergesetzt hat – auch dies also eine retrospektive Tendenz, die mit der erhofften Nachwirkung seines eigenen Schaffens zu einer Art prospektivem Generationenmodell wird (ein guter Zugang zur Thematik bei Norbert Nußbaum u. a. (Hrsg.): *Wege zur Renaissance. Beobachtungen zu den Anfängen neuzeitlicher Kunstauffassung im Rheinland und in den Nachbargebieten um 1500*, Köln 2003).

Man könnte Dürer und Bruegel womöglich also in dieselbe Traditionslinie von historisierenden Rückgriffen stellen, die zeitlich auch noch die Hochphase der Dürer-Rezeption um 1600 einschließt. Die bekannteste und am weitesten verbreitete Emanation solcher retrospektiven Tendenzen ist wohl in der sogenannten Nachgotik zu sehen, also der manieristisch gefärbten Wiederbelebung von Spitzbogen, Maßwerk und Rippengewölbe in der Sakralarchitektur um 1600. Den bekannten protestantischen Spitzenwerken in Wolfenbüttel oder Bückeburg stehen Phänomene wie die „Echter-Gotik“ im Fürstbistum Würzburg oder die Bautätigkeit west- und südwestdeutscher Jesuitenkonvente gegenüber, deren ältestes erhaltenes Zeugnis 1590 die St.-Petri-Kirche in Münster ist, während 1618 St. Mariä Himmelfahrt in Köln als prächtigste dieser nachgotischen Kirchen begonnen wurde. Und tatsächlich hat die Forschung auch längst erkannt, dass die „Dürer-Renaissance“ nur ein Teil jenes vorwiegend nordeuropäischen Phänomens von künstlerischen Retrospektiven um 1600 ist (vgl. Kap. „Die Dürerrenaissance als Paradigma einer programmatischen sozio-kulturellen Kontinuität“, in: Michael Schmidt: *Reverentia* und *magnificentia*. Historizität in der Architektur Süddeutschlands, Österreichs und Böhmens vom 14. bis 17. Jahrhundert, Regensburg 1999, S. 222–236; Wolfgang Brückle: Postmoderne um 1600. Haarlemer Stilizitate und die Standortbestimmung der Kunst nach Vasari, in: Stephan Hoppe u. a. (Hrsg.): *Stil als Bedeutung in der nordalpinen Renaissance. Wiederentdeckung einer methodischen Nachbarschaft*. Regensburg 2008, S. 212–237).

All diese grundsätzlichen Überlegungen mussten hier so ausführlich referiert werden, weil man sie eigentlich in dem hier anzuzeigenden Buch würde erwartet haben; doch wird dort kaum eine dieser methodologischen Reflexionen gestreift, was auch für fast alle erwähnten Publikationen gilt. Was die hochwertig illustrierte, auf Grebes Erlanger Habilitationsschrift zurückgehende Arbeit stattdessen bietet, ist eine dichte Folge von Einzelbeobachtungen zu Dürers Nachleben, die nach den Rezipientengruppen der Sammler, Künstler, Literaten und Kunsthändler untergliedert ist. Diese jedoch sind auch für alle anderen Künstler-Nachleben maßgeblich und damit keineswegs ein Alleinstellungsmerkmal Dürers. Was die Klarheit der Gliederung sogleich wieder beeinträchtigt, ist die Auffächerung der umfangreichen Materie in knapp 120 Kapitel und Unterkapitel von durchschnittlich etwa zweiseitigem Umfang, deren Inhalte sich qua Überschrift („1.3.3.5. Ein herzogliches ‚Striptease‘: Dürers Lukrezia in der Kammergalerie“, S. 70f. oder „3.10. Fazit: ‚wie man es nur immer erdencken und begehren möchte‘ Reproduktion als Produktion“, S. 256f.) nicht immer auf Anhieb erschließen. Diese enge Taktung des Materials bietet naturgemäß kaum den nötigen Raum, um den Einzelphänomenen eine vertiefte Analyse widmen zu können. Damit aber könnte man die wenig glücklich formulierte Vorbemerkung der Autorin, dass „die Erforschung der ‚Dürer-Renaissance‘ bislang weitgehend unter dem Vorzeichen eines primär deskriptiven Zugangs“ erfolgt sei (S. 17), vielfach auch gegenüber ihrer eigenen Arbeit reklamieren.

Kaum geschickter erscheint auch die durchgehend praktizierte Wortwahl der „Musealisierung“ bzw. „Selbstmusealisierung“ Dürerscher Werke angesichts der Tatsache, dass sich die europäische Sammlungsgeschichte zwischen Kunst- und Wunderkammer und fürstlicher Repräsentation am Beispiel Dürers als ein roter Faden durch große Teile der Erörterungen zieht. Doch ist die – breit beforschte – Vorgeschichte und Entwicklung des öffentlichen Museums im heutigen Sinne bekanntlich ein Phänomen der beiden letzten Jahrhunderte, die jedoch explizit nicht zum Untersuchungszeitraum der Autorin gehören. Dieser Umstand wird auch noch in anderer Hinsicht zu einer schweren Hypothek für den Nutzen dieses Buches, indem es den Anspruch erhebt, die „zentrale Rolle der Überlieferung und der Rezeption für die Geschichte Dürers und das heutige Dürer-Verständnis deutlich (...) machen“ zu wollen (S. 16). Doch erweist es sich hier natürlich als besonders problematisch, dass der Blick ausschließlich den Sichtweisen des 16. bis 18. Jahrhunderts auf Künstler und Werk gilt. Denn kulturgeschichtlich folgt die national-romantische Verklärung des 19. Jahrhunderts als eigenständige Entwicklungsstufe dieses Nachruhms, deren „longue durée“ auch das heutige, noch immer von zahlreichen Künstler-Stereotypen durchsetzte Dürer-Bild prägt. Doch vor allem tritt seit etwa 1800 die deutsche Kunstgeschichte als zentrale Aushandlungs- und Vermittlungsinstanz für jegliche Form von Dürer-Bildern allmählich in den Reigen der akademischen Disziplinen ein, und der Nürnberger ist von Anfang an einer ihrer Helden. Auch hier also wird man – bei allem Respekt vor dem Fleiß der Autorin – das Gefühl nicht los, dass sie oftmals dort aufhört, wo es eigentlich interessant würde. Stattdessen stehen fast durchwegs bekannte Werke und seit langem publizierte Texte im Zentrum ihrer Beobachtungen, so dass sich überraschende Neuinterpretationen oder erstaunliche Quellenfunde kaum ergeben können.

So präsentiert sich diese Studie aufgrund der schwer vernachlässigten Methodenreflexion eher als selbstreferentielle Faktensammlung. Doch auch als solche schränkt sich ihr Nutzen sogleich wieder ein, weil man sich trotz des naturgemäß disparaten Materials und angesichts der etwa 2.000 abschnittsweise nachgestellten Endnoten die Mühe eines Registers erspart hat. So liegt das Verdienst dieser Arbeit am ehesten darin, dass sie – wenn auch unfreiwillig – vielversprechende Forschungsfragen angeregt und damit den Bedarf nach einer tiefer gehenden kulturhistorischen Rückbindung aufgezeigt hat, die das faszinierende Feld von Dürers Ruhm und Nachruhm noch immer fordert.

Thomas Schauerte

Adalbert Ruschel: **Sitzend sammeln für Schüler und Sieche.** Die Almosenstühle der Handwerksmeister in den Pfarrkirchen St. Sebald und St. Lorenz zu Nürnberg. Nordstedt: Books on Demand 2016. 110 S. mit zahlr. Abb. und Kt. € 13,90

In seiner Abhandlung über die Almosenstühle der Nürnberger Handwerksmeister befasst sich Adalbert Ruschel mit Relikten der Sozialfürsorge in nach reformatorischer Zeit. In der älteren Literatur werden die Stühle als „Handwerkerstühle“ bezeichnet, Ruschel schlägt hingegen mit gutem Grund den Begriff „Almosenstuhl“ vor (S. 44, Anm. 70).

Nachdem durch die Einführung der Reformation die zuvor stark an kirchliche Institutionen gebundene Armenhilfe entfiel, musste sie neu organisiert werden. Die Versuche der Stadtverwaltung, u.a. durch Herumreichen eines Klingelbeutels während der Gottesdienste ausreichende Gelder für die Versorgung der Armen zu sammeln, scheiterten. Daher verpflichtete der Rat 1588 die Meister der acht ratsfähigen Handwerke als besonders vertrauenswürdige Personen zur Kollektensammlung an den Kirchentüren. Die Einnahmen waren in erster Linie armen Schülern zugedacht, bedachten aber auch Kranke und Arme. Die früher vertretene Ansicht, die Handwerksmeister hätten für verarmte Kollegen Spenden erbeten, hat sich als unzutreffend herausgestellt.

Die anfangs bei den Handwerksmeistern eher unbeliebte Sammeltätigkeit führte in der Folgezeit zu hohem Ansehen, so daß auch bisher nicht zugelassene Handwerke sich zu diesem sozialen Dienst drängten. Das Sammeln im Stehen gehörte alsbald der Vergangenheit an, denn die Handwerksmeister ließen ab dem frühen 17. Jahrhundert repräsentative Stühle anfertigen, in denen die Angehörigen des jeweiligen Berufsstandes nach streng geführten Anwesenheitslisten ihren Dienst taten. Reale Zeugnisse dieser Praxis sind zehn Almosenstühle der Handwerksmeister in St. Lorenz und sechs Stühle in St. Sebald. Sie sind die Reste der ehemals 41 in den Nürnberger Innenstadtkirchen aufgestellten Stühle. Außerdem befinden sich im Germanischen Nationalmuseum neben einem kompletten Almosenstuhl Relikte dreier weiterer Stühle. Ruschel gelingt es, mit der Bestimmung der Stühle der Schreiner, Messerschmiede, Bierbrauer bzw. Hefner erstmals alle noch vorhandenen Almosenstühle einem Handwerk zuzuordnen (Kap. 10j, n und o).

Kennzeichnend für die Nürnberger Almosenstühle ist ein thronartig überhöhtes Rückenteil, das oft die Embleme des jeweiligen Handwerks trägt. Der eigentliche Sitz

ist nach außen durch eine Art Brüstung abgeschottet, auf deren Oberkante die Spendenschale auflag. Da die Handwerker schnell erkannten, welche Möglichkeiten der Repräsentation die Almosenstühle boten, entwickelte sich schon bald ein Wettbewerb um die schönsten Stühle, die vom Handwerk selbst gestellt wurden und oft die Namen der Auftrag gebenden Handwerksmeister trugen. Auch genügten die zunächst von der Stadt gestellten schlichten Zinnschalen den Repräsentationsansprüchen der Handwerke oft nicht mehr, weswegen sie durch eigene, reicher geschmückte Schalen ersetzt wurden.

Zu den aufwändigsten Exemplaren zählt der Almosenstuhl des Schreinerhandwerks aus der Heiliggeistkirche, heute in St. Lorenz, mit seinem reichen Intarsienschmuck als Beweis für die handwerkliche Geschicklichkeit dieses Berufsstandes (Kap. 10j, Abb. 41, 42 und 44). So ist in die Rückenlehne die prächtige Darstellung eines Handwerkers mit Stechzirkel und Maßstab eingelassen. Im Fries des giebelförmigen Abschlusses erscheinen Intarsien von Schreinerwerkzeugen. Auch der Almosenstuhl der Tuchmacher in der Lorenzkirche zeugt mit seiner reichen Verzierung durch geschnitzte Akanthusranken und die in einer Nische an der Front des Stuhls eingestellte vollplastische Statuette einer Tugendpersonifikation (?) vom Repräsentationsbedürfnis der Meister (Kap. 10k, Abb. 46 und 48). Besonders viele Informationen über das betreffende Handwerk liefert der prächtige Almosenstuhl des Schwarz- und Weißbüttnierhandwerks in St. Lorenz von 1669 mit späteren Zutaten (Kap. 10h, Abb. 35 und 36). Er gibt in zwei übereinander angeordneten Relieffeldern der Rückenlehne die Meisterstücke beider Gewerke wieder. Außerdem zeigt eine „Werkzeugtafel“ an der rechten Seite die wichtigsten Geräte dieses Handwerks.

Adalbert Ruschel schildert die sozial- und handwerksgeschichtlichen Aspekte dieser Armenhilfe in Nürnberg nach der Reformation in verständlicher Sprache und liefert darüber hinaus reich illustrierte Beiträge zu den jeweiligen Gewerken. Allerdings eignet sich der Band weniger als „Führer“ zu den einzelnen Almosenstühlen in den beiden Nürnberger Hauptkirchen, da deren Abfolge im beschreibenden Teil sich weder an der Aufstellung im Kirchenraum orientiert noch eine Reihenfolge nach dem Entstehungsdatum oder einer alphabetischen Abfolge der Gewerke erkennen lässt (Kap. 10). Diese Tatsache schmälert den Wert der verdienstvollen Abhandlung ebenso wie einige Unstimmigkeiten in der Benennung der Gewerke und die bedauerlicherweise oftmals geringe Qualität der Schwarz-Weiß-Abbildungen ein wenig.

Trotzdem ist das Anliegen des Autors, diese einmaligen Zeugnisse der Nürnberger Armenfürsorge in das Bewusstsein der heutigen Kirchenbesucher zu rücken, uneingeschränkt zu begrüßen. Darüber hinaus empfiehlt das Werk sich unbedingt als einführende Lektüre über die Almosenstühle, die offenbar einzigartig im europäischen Raum sind und daher ein Alleinstellungsmerkmal Nürnbergs auf dem Gebiet der Sozialfürsorge darstellen.

Claudia Maué

Richard Dietz: **Nürnberger Bürgerwappen, Bd. IV: Epitaphien, Totenschilder und andere heraldische Denkmäler innerhalb Mauern und Burgfrieden der Stadt.** Norderstedt: Books on Demand 2018. 662 S. mit zahlr. Abb. € 248,99

Nach den 2013 erschienenen drei umfangreichen Bänden der „Bürger- und Handwerkerwappen nach den Epitaphien der historischen Nürnberger Begräbnisplätze“ (Norderstedt: Books on Demand 2013 – siehe die Besprechung in MVGN 100/2013, S. 684–686) wendet sich Richard Dietz nunmehr mit dem vierten Teil seines „Nürnberger Wappenbuchs“ den mit Wappenbildern versehenen Totengedenktafeln und Epitaphien innerhalb der Stadtmauern zu. Der Blick ins Inhaltsverzeichnis zeigt eine vertraute Anordnung, die an das Kunstdenkmale-Inventar der Stadt Nürnberg erinnert. Die *Einführung* (S. 9–32) enthält wichtige *Vorbemerkungen und Benutzerhinweise* zur geografischen und zeitlichen Abgrenzung des Themenfeldes: zu den Begriffen Heraldische Denkmäler, Wappen und Totenschilde, Kirchenfenster, Wirtshausausleger, Haus- und Handwerkszeichen, den Wappen der Stadt Nürnberg, Beschreibung (Blasonierung) der Wappen, Erläuterungen zur Transkription der Inschriften, zu den Familien- und Personenregistern, dem Figurenregister für Familienwappen, dem Register der Berufswappen, Hausmarken und Steinmetzzeichen. Siglen der verwendeten Literatur und ein Abkürzungsverzeichnis schließen diese Hinweise. Ihnen folgt ein opulentes, farbig angelegtes Verzeichnis der *Wappen des Patriziats*, jeweils mit Hinweisen auf die Siebmacher’schen Wappenbücher (S. 16–31). – *Die Wappen der Stadt Nürnberg* (S. 32) führen unmittelbar zu den Wappenbildern der *Burg und Befestigungsanlagen*, der Burg, der Kaiserstallung und der Basteien, Türme und Wehrgänge (S. 33–42), und den *Wappen im Rathauskomplex* (S. 43–49). Es folgt der umfangreichste, tief gegliederte und differenzierte Abschnitt *Kirchen und Kapellen* (S. 51–550), danach das Kapitel *Profane Bauten und Gebäude* (S. 551–604). Am Schluss stehen *Nachträge* zu den Bänden der *Nürnberger Bürgerwappen I–III* (S. 605–613), *Register* nach Familien und Personen, *Bildregister* zu den Familien-, Zunft und Berufswappen, Zeichen, Marken, Runen, Hausnamen, Hauzeichen, Wirtshausauslegern und zu den *Wappen der Stadt Nürnberg* sowie den *Wappen diverser Territorien* (S. 614–661).

Wie schon in den drei bereits erschienenen Bänden, steht auch hier die vollständige fotografische Dokumentation und die Wiedergabe der erhaltenen Wappen im Mittelpunkt. Wie in Band III sind es Farbfotos von einer solch hohen Qualität, dass auch die den Wappen beigegebenen Inschriften fast in allen Fällen zu lesen sind und in der Transkription bestätigt werden können. Wie in der obengenannten Rezension bemerkt, reichen die Verzeichnungen und Abbildungen in den Dietz’schen Wappenbüchern über die Zeitgrenze 1650 hinaus, die bei der Inschriften-Edition der Nürnberger Friedhöfe vorgegeben war (Die Inschriften der Friedhöfe St. Johannis, St. Rochus und Wöhrd zu Nürnberg, ges. u. bearb. v. Peter Zahn, Bde. I–III 1972, 2008, 2013 = Die Deutschen Inschriften Bde. 13, 68 und 90). Sie bilden hierzu eine willkommene Ergänzung. In den ersten drei Bänden ist die Berichtszeit auf 1806 beschränkt, das Ende der reichsstädtischen Zeit. In Band IV wird diese Abgrenzung nicht mehr so strikt eingehalten, um Wappen aus den Renovierungen des 19. Jahrhunderts und Nachbildungen von im Krieg zerstörten Wappen aus der Zeit nach 1945 sowie moderne Wappenbilder einzubeziehen. So findet man zum Beispiel auch die Mosaikwappen von 1954/55 über den Eingängen zum Neuen Rathaus (S. 44) sowie Wappen und Inschrift von 1950/52 am wiedererrichteten Portal des Rathauses am Fünferplatz (S. 49).

Jedem der in seinen Wappen dargestellten Gebäude wird jeweils eine kurze historische Einführung vorangestellt, die auch weiterführende Hinweise auf das Kunstdenkmale-Kurzinventar enthält (Günther P. Fehring und Anton Ress †: Die Stadt Nürnberg. 2. Aufl. bearb. v. Wilhelm Schwemmer, München 1977, unveränderter Nachdruck 1982 = Bayerische Kunstdenkmale 10). Diese Hinweise sind besonders im umfangreichsten Teil *Kirchen und Kapellen* hilfreich. Hier fällt, neben den Glasgemälden und den plastisch gearbeiteten Wappen mit Inschriften, die Masse der Totenschilde ins Auge. Sie sind eine heraldische und epigraphische Besonderheit Nürnbergs und bisher nur in geringen Teilen veröffentlicht (Kurt Pilz: Der Totenschild in Nürnberg und seine deutschen Vorstufen. Das 14.–15. Jahrhundert, in: Anz. d. German. Nat.-Mus. 1936–1939, S. 57ff.). Dietz' Band IV betritt hier ein denkmalpflegerisches Neuland, in dem er alle fotografisch erreichbaren Totenschilde abbildet und ihre Inschriften wiedergibt. So etwa die zahlreichen Beispiele in der Tetzelskapelle (S. 71–91), in St. Jakob (S. 158–187), insbesondere in St. Lorenz (S. 312–393) und St. Sebald (S. 478–494). Wer je versucht hat, die oft weit oben im Kirchenschiff aufgehängten Totenschilde oder in die Fenster eingesetzten Glasgemälde zu fotografieren und die daraus resultierenden schrägen Aufnahmen zu entzerren, kann dem hier vorgelegten Ergebnis nur Bewunderung zollen. In den beiden Hauptkirchen sind auch die Altäre und Tafelgemälde mit ihren zahlreichen Stifter-Wappen einschließlich ganzer Genealogien verzeichnet (bei St. Lorenz S. 282–287, bei St. Sebald S. 498–548). Dietz ist auch ganz aktuell: Von der im Juni 2014 ausgebrannten St. Martha-Kirche waren die 1386–1396 entstandenen Kirchenfenster vor den anstehenden Renovierungsarbeiten ausgelagert worden und konnten so gerettet, fotografiert und abgebildet werden (S. 397–413).

Neben dem bisher genannten umfangreichen Teil *Kirchen und Kapellen* verdient auch der Abschnitt *Profane Bauten* besondere Beachtung. Hier sind die Gebäude nach den Straßen angeordnet, vom *Albrecht-Dürer-Platz* bis zur *Zirkelschmiedsgasse*, einschließlich *Tucherschloss mit Hirsvogelsaal*. Abgebildet werden u.a. die eindrucksvollen Reste der nach der Zerstörung der Altstadt übriggebliebenen Hauszeichen, Wappen, Hausmadonnen, Hausinschriften, Wirtshaus- und Handwerker-Ausleger sowie Steinmetzzeichen, darunter solche, die nicht im Kunstdenkmale-Kurzinventar verzeichnet wurden. Entstanden ist ein Denkmäler-Inventar für die Stadt Nürnberg in seinem besten Sinne, wieder dank der Eigeninitiative und auf Kosten eines Einzelnen. Ein Referenzwerk, das gleichermaßen der Heraldik, Familien- und Personenforschung, Kunst- und Handwerksgeschichte wie der Epigraphik dienen wird. Das neue „Heimatministerium“ darf nachdrücklich darauf hingewiesen werden. Mit diesen wertvollen Vorarbeiten ist nebenbei auch für ein zukünftiges Inventar der „Nürnberger Inschriften innerhalb der Mauern“ ein bedeutender Grundstock gelegt.

Peter Zahn

Adalbert Ruschel: **Brauer, Mälzer, Kieser und Genießer**. Die Spuren Nürnberger Braukunst auf den Epitaphien der Friedhöfe Sankt Johannis und Sankt Rochus zu Nürnberg. Norderstedt: Books on Demand 2016. 134 S. mit zahlr. Abb. € 13,90

Fast gleichzeitig mit dem Erscheinen der zweiten, überarbeiteten und ergänzten Auflage seines Buchs über den „Handwerkerfriedhof Sankt Rochus“ (Besprechung der

1. Auflage in MVGN Bd. 103/2016, S. 386–387) legte Adalbert Ruschel 2016 eine Abhandlung über Spuren der Nürnberger Braukunst auf den Epitaphien der Friedhöfe St. Johannis und St. Rochus vor. Ausgangspunkt dieser Untersuchung war eine Führung des Vereins Nürnberger Epitaphienkunst und -kultur am Tag des Offenen Denkmals 2016 zu Epitaphien von Bierbauern und den ihnen zuarbeitenden Berufen als Beitrag zum 2016 landesweit gefeierten 500-jährigen Jubiläum des Reinheitsgebotes für bayrisches Bier.

In seiner Publikation weitet Ruschel das Thema zu einem ausführlichen Überblick über das Nürnberger Brauwesen anhand der Epitaphien der historischen Friedhöfe St. Johannis und St. Rochus aus. Nach einem kurzen Abriss der Entstehungsgeschichte der beiden Friedhöfe und zur einzigartigen Nürnberger Epitaphienkultur schildert Ruschel die Geschichte und Technik des Bierbrauens allgemein. Der Entwicklung der Braukunst in Nürnberg gibt er viel Raum. Er erwähnt auch Missbrauch, dem das Nürnberger Reinheitsgebot Einhalt zu gebieten versuchte.

Anschließend stellt Ruschel die zahlreichen mit dem Bierbrauen verbundenen Berufsgruppen vor. Dabei handelt es sich in den meisten Fällen um längst ausgestorbene Berufe, deren Bezeichnung erklärt und deren spezifische Tätigkeit beschrieben wird. Neben Braumeistern und Brauereiknechten sind das Hilfskräfte bei der Vorbereitung des eigentlichen Brauvorgangs wie Getreidemesser, Säckler, Getreidewender, Ballenbinde- und Lieferanten von Hefe. Die Qualität des gebrauten Bieres prüfte in Nürnberg das gestrenge Personal der städtischen Kontrollorgane wie Visierer, Malzschreiber und Bierkieser. Ebenso berücksichtigt Ruschel den Vertrieb des Biers und behandelt das Transportwesen und die Logistik, Zölle und Gebühren, Maße und Gewichte sowie die „Komplementärberufe“, z.B. die für die Herstellung der Fässer verantwortlichen Büttner. Alle genannten Aspekte illustriert Ruschel mit Abbildungen von Epitaphien für Vertreter der jeweiligen Berufe. Den Leser wird es verwundern, dass auch Angehörige von uns Heutigen eher als Handlanger einzustufender Berufsgruppen wie die Auf- und Ablader der Bierfässer sich eine Grabstätte, einen Grabstein und ein Epitaph leisten konnten.

Das Kapitel „Embleme, Zeichen und Symbole“ liefert wertvolle Hinweise für das Erkennen von Bierbrauer-Epitaphien und zugleich Erklärungen der dort auftretenden Motive.

Ein weiteres Kapitel ist dem Weg des Biers vom Brauer zum Verbraucher gewidmet. Hier werden die verschiedenen Arten der Gastronomie vorgestellt, welche in der reichsstädtischen Zeit den Bierkonsum ermöglichten: Gasthöfe, Gesellenherbergen, Bierwirtschaften und Garküchen. Dabei kommen auch kulturhistorische Aspekte der Ess- und Trinkgewohnheiten zum Tragen.

Die einzelnen Berufsgruppen werden zusätzlich zu den Abbildungen ihrer Epitaphien durch die Wiedergabe zahlreicher historischer Darstellungen ihrer Tätigkeit vorgestellt.

Ein Literaturverzeichnis und eine Liste einschlägiger Internetseiten ergänzt die Abhandlung.

Leider fehlt dem verdienstvollen Buch eine Auflistung aller mit dem Brauerhandwerk zusammenhängenden Epitaphien auf den beiden Friedhöfen. Auch schwankt die Qualität der schwarzweißen Abbildungen, die dennoch in den meisten Fällen dem Informationsbedürfnis des Nutzers genügen.

Abgesehen von diesen kleinen Mängeln stellt Adalbert Ruschels Abhandlung einen höchst informativen und detaillierten Beitrag zur Geschichte des für Nürnberg bedeutenden Brauwesens dar.

Claudia Maué

Petra Krutisch (Hrsg.): **Peter Behrens – Das Nürnberger Intermezzo**. Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg vom 30. November 2017 bis 6. Mai 2018. Nürnberg: Verl. des Germanischen Nationalmuseums, 2017. 182 S. mit zahlr. Abb. € 15,-

Der 150. Geburtstag von Peter Behrens (1868–1940) war für das Germanische Nationalmuseum Anlass, einem der einflussreichsten Ästhetiker des 20. Jahrhunderts und Wegbereiter der Moderne eine Sonderausstellung zu widmen. Wer im korrespondierenden Ausstellungskatalog zur Person Behrens ein umfassendes Nachschlagewerk zu dessen Oeuvre vermutet, liegt jedoch falsch. Vielmehr konzentrieren sich Ausstellung und Katalog auf das im Titel so trefflich erwähnte „Intermezzo“ des Künstlers im Museumsstandort Nürnberg, das sich auf die Jahre 1901 und 1902 fokussiert. Trotzdem versäumt es die Herausgeberin, Leiterin der Sammlung Möbel, nicht, die wichtigsten Stationen des Künstlers im passenden Umfang zu skizzieren, und stellt gleichzeitig dar, wie die Verbindung zwischen Peter Behrens und der Stadt Nürnberg entstand und welche Auswirkungen dieser Aufenthalt auf seinen weiteren Werdegang hatte.

Nach einer Kurzbiographie und der Darstellung seiner künstlerischen Anfänge als Maler und Buchgestalter liegt ein erster Fokus auf seiner Berufung an die Darmstädter Künstlerkolonie Mathildenhöhe und seinem Beitrag für die Ausstellung „Ein Dokument deutscher Kunst“ im Jahr 1901. Das Gesamtkunstwerk „Haus Behrens“ – er entwarf sowohl die Architektur als auch die gesamte Inneneinrichtung – war schließlich der Stimulus für den im Katalog als „Nürnberger Intermezzo I“ bezeichneten ersten thematischen Schwerpunkt. Durch die in Darmstadt erlangte Reputation wurde Behrens zum einen für zwei Meisterkurse an das Nürnberger Kunstgewerbemuseum berufen, zum anderen wurde ihm ein Auftrag erteilt, dessen daraus resultierende Möbel- und Einrichtungsgegenstände Kern des folgenden Abschnittes sind. Die Nürnberger Unternehmerfamilie Reif bestellte für ihre Tochter Clara (1883–1966) mehrere Zimmereinrichtungen, wovon das Toiletten- und Schlafzimmer, die Küche und das Gästezimmer mit der dazugehörigen Ausstattung wie Geschirr und Textilien in einzelnen Abschnitten und mit hochwertigen Fotografien aufgezeigt werden. Deutlich wird in diesem Abschnitt auch der Verlust von zwei weiteren Raumausstattungen – ein Herren- und ein Damenzimmer – die durch ihren Verbleib in Privatbesitz leider der Öffentlichkeit nicht mehr zugänglich sind. Bemerkenswert ist hier die Entdeckung der ursprünglichen Bemalung des Schlafzimmersmobiliars, wobei Reste davon hinter einem Schrankbeschlag gefunden wurden, was so den originalen Gesamteindruck radikal ändert. Im weiteren

Text beschreibt Krutisch die folgenden Stationen Behrens' in Düsseldorf und Berlin sowie seine Hinwendung zum Industrie- und Produktdesign, seine Tätigkeit für das Unternehmen AEG und sein Schaffen als Architekt.

Es folgt der zweite inhaltliche Schwerpunkt des Ausstellungskatalogs, welcher unter der Überschrift „Das Nürnberger Intermezzo II“ die zwei kunstgewerblichen Meisterkurse in den Blick nimmt, für die Theodor von Kramer (1852–1927) als Direktor des Bayerischen Gewerbemuseums Behrens in den Jahren 1901 und 1902 nach Nürnberg berufen hatte. Dieser Teil besteht aus einem Beitrag von Silvia Glaser, der Leiterin der Sammlung Gewerbemuseum und Design im Germanischen Nationalmuseum. Strukturiert nach den verschiedenen Arten des Kunsthandwerks und der Materialien führt Glaser die Werkstücke der Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit Augenmerk auf den von Behrens vermittelten „neuen Stil“ auf. Verdeutlicht wird die Besonderheit der weiblichen Kursteilnehmerinnen. Zudem gewährt der Beitrag einen Einblick in die Lehrerpersönlichkeit Behrens, die in mehreren Zitaten als pädagogisch und konsequent beschrieben wird. Die einzelnen Kursteilnehmer werden in der Folge in alphabetischer Reihung vorgestellt, wobei sich der Umfang der Kurzbiographien und der Werkbeschreibungen nach dem jeweiligen Überlieferungsstand richtet. Die Publikation wird von einem Katalogteil abgeschlossen.

Gemäß der Vielseitigkeit, die das Oeuvre des Künstlers Peter Behrens aufweist, findet sich in diesem Katalog eine gelungene Symbiose aus den beiden Sammlungsbereichen der Autorinnen, deren Textbeiträge die in der Vita des Künstlers weniger bekannte, aber für den weiteren Verlauf richtungsweisende Station in Nürnberg aufarbeiten. Durch eine Reihe an hochwertigen und ausgewählten Abbildungen hält der Katalog eine im gleichen Maße sehr gelungene Ausstellung dauerhaft fest.

Janina Rummel

Andreas Curtius (Hrsg.): **Kunst und Eisen**. Aus den Sammlungen der Nürnberger Industriellenfamilie Spaeth – Falk – Hammerbacher (Schriftenreihe der Museen der Stadt Nürnberg 16), Nürnberg: Museen der Stadt Nürnberg 2018. 180 S. mit zahlr. Abb. € 21,90

Das Stadtmuseum im Fembo-Haus zeigte vom 11. Juli bis 14. Oktober 2018 die gleichnamige Ausstellung. Für den vorliegenden Katalog verfassten außer dem Herausgeber auch Benno Baumbauer sowie Uta-Elisabeth und Klaus-Rüdiger Trott Textbeiträge.

Der Industriepionier Johann Wilhelm Spaeth gründete 1821 eine Maschinenfabrik in Nürnberg, die als erste ihrer Art in Süddeutschland gilt. Bis 1969 wurde das Unternehmen von mehreren Generationen der Inhabersfamilie geführt. Als Nachkommen rief das Ehepaar Trott im Jahr 2002 eine Stiftung zur wissenschaftlichen Erforschung der lokalen Industriegeschichte ins Leben, in die sie stufenweise ihren Nachlass einbringen. Zuerst übergaben sie dem Stadtarchiv Nürnberg einen Großteil des Firmenarchivs, dann kamen im Jahr 2018 Kunstwerke hinzu, die im Zuge der Übernahme durch die städtischen Kunstsammlungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden.

Die Publikation stellt Exponate in den Vordergrund, damit „gewissermaßen die Geschichte durch die Aura der Objekte zu uns spricht“ (Vorwort des Herausgebers, S. 11). Die Ausstellung war in sechs Abteilungen gegliedert, der Katalog gibt sie in Text und Bild eins zu eins wieder: Die Maschinenfabrik und die breitgefächerte Produktpalette werden in Kapitel 1 durch Gemälde, Zeichnungen, Stiche und Fotografien vorgestellt. Kapitel 2 zeigt den Firmengründer und seine herausragenden Konstruktionen. Zu sehen sind einerseits Porträtgemälde von Spaeth, seiner Frau und seinen Töchtern, andererseits Abbildungen von Erzeugnissen. Dem Leben und Wirken von Johannes Falk, Spaeths Schwiegersohn und Nachfolger im Unternehmen, widmet sich Kapitel 3. Der ebenfalls hochbegabte Ingenieur führte die Maschinenfabrik zu wirtschaftlicher Blüte, was zahlreiche Abbildungen, vor allem auch von den durch Falk erbauten Villen, unterstreichen. Kapitel 4 illustriert den Werdegang des Unternehmens und der Industriellendynastie im 20. Jahrhundert. Beginnend mit Eduard Wilhelm Hammerbacher, der eine Tochter Falks geheiratet hatte, wird die Geschichte der folgenden Generationen dargestellt. Weg vom Unternehmen und hin zur bereits im 18. Jahrhundert als Kaufleute erfolgreichen Familie Hammerbacher und deren Vorfahren führt Kapitel 5, das überwiegend in Öl gemalte Porträts enthält. Das letzte Kapitel mit der Überschrift „Kunst sammeln“ weist Kunstwerke auf, die in den letzten beiden Jahrhunderten von den Fabrikanten zu dekorativen Zwecken erworben wurden, wiederum vor allem Ölgemälde.

Um den roten Faden zu Ende zu spinnen, enthält der Katalog einen Epilog mit zwei Bildstrecken: Die erste zeigt die Fabrik in der Zeit des Nationalsozialismus, als die Firma massiven Einschränkungen unterlegen war, da sie dem Bau des Reichsparteitagsgeländes im Wege stand. Die zweite besteht aus aktuellen Fotografien von Wohnhäusern der Unternehmerfamilie und heute noch erhaltenen Produkten des Familienunternehmens.

„Kunst und Eisen“ ist ein griffiger Titel für die Inhalte der Ausstellung und der Begleitpublikation. Jene gibt Einblick in den Kunstgeschmack gehobener Kreise vom 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert sowie einen groben Überblick über die Geschichte der Fabrik und ihrer Eigentümer. Der Ausstellungsband ist damit eine willkommene Ergänzung zur umfassenden Monographie, die der Verfasser dieser Buchbesprechung im Jahr 2011 zur Industriellenfamilie Spaeth und deren Unternehmen veröffentlicht hat.

Pascal Metzger

Kultur, Sprache, Literatur, Musik

Beatrice von Lüpke: **Nürnberger Fastnachtsspiele und städtische Ordnung** (Bedrohte Ordnungen 8). Tübingen: Mohr Siebeck 2017. X, 286 S. € 64,-

Die als Teilstudie des Projekts „Vom Fest zum Aufruhr. Fastnacht als Bedrohung städtischer Ordnung im Spätmittelalter und in der Reformation“ im Sonderforschungsbereich 923 „Bedrohte Ordnungen“ erschienene Arbeit ist die leicht überarbeitete Fassung einer Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen im Wintersemester 2015/16. Wie schon diese institutionelle Einbindung zeigt, handelt es

sich nicht um eine germanistische, sondern um eine kulturhistorische Fragestellung, in der die Fastnachtsspiele – verstanden als „literarische Diskurse“ – zu außerliterarischen Diskursen, so vor allem in Polizeiordnungen oder Chroniken, in Bezug gesetzt werden. Textgrundlage der Untersuchung ist das von Klaus Ridder und Hans-Hugo Steinhoff 1998 herausgegebene Korpus von 111 frühen (vor reformatorischen) Nürnberger Fastnachtsspielen, die ganz überwiegend sicher oder wahrscheinlich Hans Folz und Hans Rosenplüt oder ihren Traditionen zugeschrieben werden können.

Nach einem komprimierten Überblick über den Gang der Forschung zu Fastnacht und Fastnachtspiel und der Vorstellung ihrer eigenen Fragestellung und Methode untersucht die Autorin jedes der 111 Fastnachtsspiele auf seine Stellungnahme zu den außerliterarischen gesellschaftlichen Diskursen seiner Zeit. Die Gliederung des umfangreichen Materials erfolgt nicht chronologisch, sondern systematisch nach vier großen Themenbereichen, die in den Fastnachtsspielen behandelt werden: Recht, Religion, Politik/Wirtschaft/Ständeordnung und Ehe/Geschlechterrollen; wenn einzelne Stücke an mehreren dieser Themenfelder Anteil haben, werden sie auch an verschiedenen Stellen behandelt. Die innere Gliederung dieser vier Kapitel enthält jeweils eine Einleitung, mehrere Unterkapitel zu Teilbereichen und eine Zusammenfassung der Ergebnisse.

Der Themenbereich „Recht“ enthält Gerichtsspiele, die im wesentlichen realistische Klagegründe wie üble Nachrede, Vergewaltigung und Ehebruch sowie korrekte Prozessformen, zugleich aber völlig absurde Prozesse und Urteile inszenieren, in denen es nicht um die Wiederherstellung der gestörten Ordnung durch ein gerechtes Urteil geht, sondern um eine genussvolle Darstellung eben dieser Verstöße. Dennoch ist Zweck der Spiele keine Juristenschelte, sondern die Inszenierung eines alternativen „Rechtswesens“, das den fastnachtlichen Maßstäben der Völlerei und sexuellen Ausschweifung verpflichtet ist.

Im Themenbereich „Religion“ spielen dogmatische Fragen, obwohl christliche Vorstellungen immer im Hintergrund stehen, kaum eine Rolle, wohl aber die Verwirklichung religiöser Vorstellungen und Formen im praktischen Leben. Besonders im Vordergrund steht die Kritik an sündigen Klerikern, ein Unterschied zum Themenbereich „Recht“, der von der Autorin festgestellt, aber nicht näher ausgeführt wird. Aber auch verschiedene Frömmigkeitsformen werden parodistisch aufs Korn genommen – nicht zuletzt in Gestalt des Streits zwischen Fastnacht und Fastenzeit – und apokalyptische Vorstellungen vor dem Hintergrund der Expansion des Osmanischen Reiches. Im Rahmen des Themenbereichs „Religion“ behandelt von Lüpke auch die Darstellung von Juden im frühen Fastnachtspiel. Dessen antijüdische Polemik besonders bei Hans Folz führt sie auf ein Zusammenspiel traditioneller antijüdischer Vorurteile, spezifischer Gattungseigenschaften des Fastnachtsspiels und der Aktualität des Themas vor dem Hintergrund der Vertreibung der Nürnberger Juden 1498/99 zurück. Ob dies aber auch, wie von der Autorin leider nur angedeutet, eine Stellungnahme in einem diesbezüglichen Konflikt zwischen Rat und Kaiser beinhaltet, muss doch bezweifelt werden.

Der dritte Themenbereich „Politik, Wirtschaft und Stand“ ist der einzige, in dem von Lüpke einen deutlichen Unterschied zwischen Rosenplüt und Folz feststellt: Während Rosenplüt unverhüllte Kritik am Adel übe, zeige sich Folz geradezu unterwürfig ge-

genüber dem Rat. Diese Gegenüberstellung unterschätzt den Gegensatz zwischen städtischem Patriziat und Landadel, der gerade vor dem Hintergrund der endlosen Fehden alle Nürnberger, ob Patrizier oder Handwerker, im gleichen Lager sah. Dennoch ist von Lüpkes Hinweis auf die Zensur berechtigt, da diese eine offene Artikulation der latent bestehenden Kritik des Handwerks am Patriziat unmöglich machte. So werden aus unterschiedlichen Gründen sowohl das Handwerk als Trägerschicht des Fastnachtsspiels als auch Rat oder Patriziat nur selten Objekt des Fastnachtsspiels. Stattdessen konstituiert dieses städtische Identität in der Inszenierung solcher Gruppen, die gerade nicht der städtischen Gesellschaft angehören: Bauern, Landadel und allenfalls städtische „Randgruppen“.

Der vierte Themenbereich „Ehe und Geschlechterrollen“ enthält mit der Sexualität ein zentrales Thema des Fastnachtsspiels vor allem der frühen Tradition. In Bühler- oder Werberevuen, Hochzeits- und Ehespielen werden die drei Aspekte Sexualität außerhalb der Ehe, Hochzeit und Ehe sowie Geschlechterordnung abgehandelt. Dass nur Männer als Spieler auftraten, führte zur Dominanz einer männlichen Perspektive, doch waren die Fastnachtsspiele in der Regel nicht einseitig frauenfeindlich, sondern lebten von Frauen- und Männerschelte gleichermaßen. Auch diese Themen hatten seit der Mitte des 15. Jahrhunderts durch Ehetraktate und obrigkeitliche Bemühungen zur Einschränkung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs auch außerhalb der Fastnacht Konjunktur.

Als Ergebnis ihrer Untersuchung stellt die Verfasserin fest, dass die Fastnachtsspiele vor allem solche Bereiche städtischer Ordnung behandeln, die aktuell starken Veränderungen unterworfen waren; insofern stellen sie Spiegel gesellschaftlicher Umbrüche dar. Das Fastnachtsspiel könne nicht einseitig als ordnungsaffirmierend oder destabilisierend verstanden werden, ermöglichte aber Gruppen, die von der politischen Macht ausgeschlossen waren, die Teilhabe an gesellschaftlichen Diskursen.

Ein umfangreicher Anhang mit einer Übersicht der 112 berücksichtigten Spieltexte (weitgehend, aber nicht völlig identisch mit dem in der Einleitung S. 14 genannten Korpus der 111 Texte) mit Fundstellenangabe und Zuordnung des Autors, ein Quellen- und Literaturverzeichnis (in dem die Literatur weit überwiegt), je ein Personen-, Orts- und Sachregister und ein Register der zitierten Fastnachtsspiele erleichtert die Orientierung in der Fülle des bearbeiteten Materials.

Diese Materialfülle vollständig auswerten zu wollen war ein Wagnis der Autorin, das aber Dank ihrer konsequent durchgehaltenen Fragestellung und der auf den ersten Blick etwas schematisch wirkenden, aber notwendigen und stringenten Gliederung ihrer Arbeit als gelungen bezeichnet werden kann. Einige wenige sachliche Fehler zur Nürnberger Geschichte, die auf das eigentliche Thema der Arbeit keinen Einfluss haben, können den positiven Gesamteindruck nicht stören. Die angestrebte und weitgehend erreichte Vollständigkeit des umfangreichen Materials und die Berücksichtigung seiner wichtigsten Aspekte dürften die Arbeit für lange Zeit zu einem Standardwerk zum frühen Fastnachtsspiel machen.

Horst-Dieter Beyerstedt

Alexandra Weis-Diel: **Gewaltstrategien**. Codierung und Inszenierung von Gewalt im vorreformatorischen Nürnberger Fastnachtspiel (*Imagines Medii Aevi* 41). Wiesbaden: Reichert 2018. 538 S. € 110,-

Die hier vorliegende Arbeit kann in vielerlei Hinsicht als beeindruckendes Beispiel für die (literatur-)wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Gegenständen der Vormoderne betrachtet werden: Wenngleich der schiere Umfang der Studie im Verein mit dem auf den ersten Blick etwas sperrig geratenen Titel zunächst sicherlich auf ein breiteres Publikum eher abschreckend wirken mag, stellt sich die Untersuchung bei genauem Hinsehen doch als bemerkenswert informative, für verschiedene Frageinteressen dienliche, überaus sauber gearbeitete und darüber hinaus aufgrund der präzisen und klaren Sprache stets gut lesbare Abhandlung heraus, die nicht nur eine für die mediävistische Germanistik wesentliche Forschungslücke am Gegenstand der vorreformatorischen Nürnberger Fastnachtsspiele zu schließen vermag, sondern auch für andere an den Nürnberger Zuständen im 15. Jahrhundert interessierte Leser/innen interessante und weiterführende Anregungen enthält. Im Zentrum der Arbeit steht die literaturwissenschaftliche Analyse literarisierter Gewalt in den überlieferten Textkorpora der Fastnachtsspiele von Hans Rosenplüt und Hans Folz; dem vorgelagert wird jedoch eine breit angelegte Diskussion zu den erkenntnistheoretischen Implikationen einer derartigen Untersuchung geliefert sowie der Entfaltung der sozio-historischen Rahmenbedingungen von Produktion wie Rezeption von Fastnachtliteratur in der Reichsstadt vor 1500 in allen für die Untersuchung wesentlichen Verästelungen nachgegangen. Das große Problembewusstsein der Verfasserin im methodisch-theoretischen Teil führt zur Etablierung eines präzisen Begriffsapparates, der sich im weiteren Verlauf der Studie nicht nur im Zugriff auf die beobachteten Textphänomene zielführend erweist, sondern auch zur Verständlichkeit und Nachvollziehbarkeit von Argumentationszusammenhängen erheblich beiträgt. Insbesondere durch die in dieser Tiefenschärfe selten vorgenommene sozio-historische Kontextualisierung gelingen tiefe und oftmals auch überraschende Einblicke in die Bedeutungsebenen der Spiele und der interpretatorischen Spielräume, die sie enthalten. Zugleich werden Fastnacht und Fastnachtsspiele als Bestandteile der Lebensrealität im spätmittelalterlichen Nürnberg erkennbar, deren Bedeutungsinhalt für Angehörige unterschiedlicher Bevölkerungssegmente ganz unterschiedlichen Charakter hatte; vor dem Hintergrund der Nürnberger Rechtspraxis, des Agierens des Rates und mentalitätsgeschichtlicher Überlegungen werden hier einige für die Untersuchung des Gegenstandes wesentliche Bruchlinien in Gewaltverständnis und -erleben zwischen einzelnen Gruppierungen (wie bspw. Frauen, Handwerksmeistern und -gesellen, Stadtfremden oder Juden) ausgeleuchtet. An der Schnittstelle von Text- und Kontextanalyse befinden sich die Fragen nach der konkreten historischen Aufführungssituation, denen die Verfasserin ebenfalls immer wieder nachgeht, wodurch die eigentlich die Untersuchung tragende Fragerichtung nach den Gewaltinhärenzen der Fastnachtsspiele nochmals zusätzlich an Relevanz gewinnt: Durch die Verknüpfung mit dem kommunikativen Raum, in dem die Spiele stattfinden, wird ihre kommunikative Leistung in der Wechselwirkung mit dem Publikum kleinteilig fassbar, die Funktion von literarisierter Gewalt, ihren Inszenierungen und Codierungen als sinntragende und mitunter gar sinnstiftende Struktur offengelegt, die dennoch eine immense Bedeu-

tungsvielfalt in sich trägt. Komische Wirkungen von Gewaltsequenzen kommen ebenso zur Sprache wie Inszenierungsstrategien, die auf Eskalation und Entgrenzung von Gewalt angelegt zu sein scheinen. In den getrennt voneinander untersuchten Korpora von Rosenplüt und Folz zeichnet sich trotz einiger Gemeinsamkeiten, die aus dem gemeinsamen kulturellen Hintergrund sowie im weiteren Sinn Gattungsvorgaben resultieren, auf das Ganze gesehen doch recht deutliche Unterschiede ab, welche die Verfasserin in durchaus überzeugender Weise auch mit biografischen Details der Autoren und daraus ableitbaren Haltungen und Intentionen bei der Textproduktion in Zusammenhang bringen kann. So lassen sich nach ihrer Lesart bei Hans Rosenplüt deutliche Tendenzen erkennen, „Zusammenhänge von normabweichendem Verhalten, Ehrverletzungen und daraus resultierenden weiteren Gewaltvarietäten, ratsherrlicher Macht, strafender Gewalt, möglicher Willkür und der drohenden Zerstörung der städtischen Existenz aufzuzeigen“ (S. 494). Rosenplüts Analyse gesellschaftlicher Machtverhältnisse mündet in filigran ausgearbeitete Gewaltspiralen unter Gleichen, die jedoch kein Selbstläufer sind, denen der Einzelne unterworfen wäre, sondern, da aus dem individuellen Verhalten des Einzelnen gespeist, der Reflexion und Veränderung grundsätzlich zugänglich sind. Eine solcherart didaktisch angelegte Grundhaltung ist hingegen bei Folz nicht zu erkennen: Im Gegensatz zu seiner ebenfalls didaktisch grundierten Gebrauchsliteratur setzt er in seinen Fastnachtspielen eher auf kühl sezierende Beobachtung und auf Eskalation der Gewalt hinarbeitende Darstellungsstrategien, ohne dass ein Lösungsangebot für die angeprangerten Missstände sichtbar werden würde; bei ihm dominiert „die unvorbereitete, direkte Konfrontation des Individuums mit dem Fremden und die gewalttätige Reaktion darauf“ (S. 495). Am Ende werden die vielfältigen Argumentationsstränge der Studie nochmals in drei prägnant formulierten Zusammenfassungen vereint, die Ergebnisse gebündelt und mit einer Perspektivierung auf die grundlegende Relevanz der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Gewaltphänomenen in diversen sozialen und historischen Kontexten versehen.

Viola Wittmann

Franz Fuchs und Tobias Daniels (Hrsg.): **Venedig und der oberdeutsche Buchmarkt um 1500**. Akten des gemeinsam mit dem Deutschen Studienzentrum in Venedig am 26. und 27. November 2015 veranstalteten Symposiums im Centro Tedesco di Studi Veneziani, Palazzo Barbarigo della Terrazza in Venedig (Pirckheimer-Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung 31). Wiesbaden: Harrassowitz 2017. 135 S. mit Abb. € 39,80

Direkt vor Ort beschäftigte sich 2015 eine gemeinsam von der Willibald-Pirckheimer-Gesellschaft und dem Deutschen Studienzentrum veranstaltete Tagung mit der Bedeutung venezianischer Druckerzeugnisse für den oberdeutschen Raum. Eine Auswahl der in Venedig präsentierten Beiträge gelangte zwei Jahre später im Pirckheimer-Jahrbuch zur Veröffentlichung. Drei Aufsätze konzentrieren sich auf die Situation in der Lagunenstadt und beschäftigen sich mit den Aufenthalten deutscher Gelehrter ebendort im 19. Jahrhundert (Daniela Rando) oder dem System der venezianischen Druckprivilegien in der Inkunabel- und Frühdruckzeit (Angela Nuovo und Erika Squassina). Den Musikdruck in Nürnberg kontextualisiert Christoph Reske, indem

er die besonderen mit diesem Thema verbundenen drucktechnischen Probleme sowie die für eine mechanische Wiedergabe von Text und Notation gefundenen Lösungen nachzeichnet. Nürnberger Drucker wie Georg Stuchs oder Hieronymus Andreae treten dabei als Profiteure von Erfindungen ihrer Zeitgenossen auf. Neue Quellenfunde nutzt Tobias Daniels für Mikrostudien zum Vertrieb von Druckerzeugnissen. Dokumentiert werden nicht nur die auch in Nürnberg abgehaltenen Reichsversammlungen als Gelegenheiten des Buchaustauschs, sondern auch die zwischen Ingolstadt und Venedig unter Beteiligung von Nürnbergern aufgespannten Netzwerke: Der in Spalt geborene Heinrich Schröckel († 1483) verkaufte an Studenten und Professoren in Ingolstadt Drucke aus Venedig; an diesem Handel hatte auch der Nürnberger Drucker Anton Koberger († 1513) Anteil. Anhand konkreter Beispiele zeichnet Bettina Pfothenhauer detailliert die Mechanismen des Buch- und Wissenstransfers von Venedig nach Nürnberg nach. Im Auftrag von Gelehrten der Reichsstadt dehnten Künstler und Kaufleute, die vorübergehend oder dauerhaft in Venedig residierten, ihre Aktivitäten auf die Ware Buch aus und nutzten für den Transport die bestehenden Handelsrouten. Stets gut informiert über und schnell versorgt mit Novitäten entwickelte sich Nürnberg zu einem Drehkreuz in der Verbreitung italienischer Druckerzeugnisse im süddeutschen Raum. Diese Ergebnisse untermauert die von Bettina Pfothenhauer nicht einbezogene und bisher nur unzureichend untersuchte Tatsache, dass in der Offizin Anton Kobergers juristische Standardwerke aus Venezianischen Pressen bevorzugt identisch nachgedruckt wurden (Gesamtkatalog der Wiegendrucke, GW 11466, 7708, 7614). *Christine Sauer*

Kirchengeschichte, Judentum

Claudia Engler: **Regelbuch und Observanz**. Der Codex A 53 der Burgerbibliothek Bern als Reformprogramm des Johannes Meyer für die Berner Dominikanerinnen (Kulturtopographie des alemannischen Raums 8). Berlin/Boston: De Gruyter 2017. XIII, 355 S. mit 6 Abb. € 119,95

Die anzuzeigende Arbeit ist eine 1998 an der Universität Bern eingereichte Dissertation, die nun in den Druck überführt wurde. Sie ist dem Codex A 53 der Berner Burgerbibliothek gewidmet, einer auf die Jahre zwischen 1445 und 1465 datierbaren Sammelhandschrift aus dem Berner Dominikanerinnenkloster St. Michael in der Insel. Als eindrückliches Beispiel für reformbezogenes Konventsschriftgut enthält diese Handschrift mehrere Texte mit Bezug zur Geschichte des Klosters, seiner rechtlichen Ausstattung sowie den normativen Grundlagen seines spirituell-gemeinschaftlichen Lebens. Besonders die Texte mit letztgenanntem Gegenstand stehen im Fokus Englers, die sie bis auf eine Ausnahme (dt. *Expositio* des Hugo von St. Viktor, fol. 24ra-49va) zur kritischen Edition aufbereitet: Die lat. Augustinusregel (fol. 20ra-23vb), die dt. Augustinusregel für Dominikanerinnen (fol. 1ra-6rb), die dt. Konstitutionen für Dominikanerinnen (6va-19vb) und einige Reformordinationen (Klausurordnung; Gebetsbruderschaft der Basler Magdalenerinnen; dt. Auszüge aus lat. Anordnungen für Dominikanerinnen; fol. 61rb-62vb und fol. 59ra-61ra).

Englers Ziel ist es, mit dieser Erschließung der ausgewählten Verfassungstexte auf den Codex „[...] aufmerksam zu machen und ihn als bedeutende Quelle für die Domi-

nikanerinnenreform des 15. Jahrhunderts anzuzeigen [...]“ (S. 4). Dazu liefert sie zunächst die Handschriftenbeschreibung und Hintergrundinformationen zu seiner Entstehung (Kap. 2), bringt dann die auswertende Edition (Kap. 3), und geht über zu einem erweiterten Abgleich mit den „Regelbücher[n] im Dominikanerorden“ (Kap. 4) und den „Reformordinationen für Dominikanerinnen“ (Kap. 5). Ein Anhang (Kap. 7) mit einer ergänzenden Edition der Ordination Konrads von Preußens für die Dominikanerinnen im Kloster Schönensteinbach (1397; nach UB Basel, HS E III 13, fol. 29v-31v), einer Liste der Dominikanerinnenklöster der Teutonia aus dem Jahr 1454 sowie einigen farbigen Abbildungen des sorgfältig angelegten Codex⁴ A 53 schließen die Arbeit ab. Mehrere Tabellen sowie ein Personen- und Ortsregister erleichtern die Benutzung.

Mit diesem kontextualisierenden Zugriff hat Engler ihre Absicht mehr als erfüllt, sie kann nicht nur die Handschrift als aussagekräftige Quelle, sondern auch die Berner Dominikanerinnen als zwar kleinen, aber doch wichtigen Konvent der oberdeutschen Observanz herausstellen. Neben der Edition selbst sind der detaillierte Abgleich mit anderen Regelbüchern von Dominikanerinnen sowie die Handschriftenbeschreibung, die auch die nicht edierten Texte identifizierbar macht, von besonderer Bedeutung. Auch Aspekte des unmittelbaren Nutzungskontextes, wie die Schreibaktivitäten des Ordensreformers Johannes Meyer, der als Beichtvater der Berner Dominikanerinnen maßgeblich an der Entstehung der Textsammlung beteiligt war, oder die Kontakte zum Dominikanerinnenkonvent St. Katharina in Nürnberg, einem wichtigen Multiplikator, sind grundlegend, da sie das textliche und soziale Netzwerk um die Bernerinnen sichtbar machen. Diese Anknüpfungspunkte haben dafür gesorgt, dass die Arbeit in den vergangenen Jahren auch in ungedruckter Form schon mehrfach zitiert wurde.

Engler weist in ihrem aktuellen Vorwort selbst darauf hin, dass sie die thematische Forschungsliteratur der Jahre zwischen Erstellung und Drucklegung der Arbeit nicht mehr einarbeiten konnte, da dies zu einem gänzlich neuen Text geführt hätte (S. V). Es ist daher müßig anzumerken, dass diese Literatur fehlt und einige Schlüsse heute wohl anders ausfallen müssten. Bedauerlich ist jedoch, dass die Struktur der Darstellung nicht durch einige wenige Eingriffe und Umstellungen verfeinert worden ist. Besonders hinsichtlich der kodikologischen Situation, der Reihenfolge der Edition(en) oder der genauen Stellung des Codex⁴ im Gefüge der Normtexte wäre aus Nutzerperspektive eine klarere Anordnung der Aussagen wünschenswert gewesen. Trotz dieser kleinen Einschränkung ist die Arbeit ein zentraler Beitrag zur Erforschung der (ober-)deutschen Observanzbewegung und der Regelbücher der Dominikanerinnen, der nun endlich allgemein zugänglich ist.

Lena Vosding

Gisela Naomi Blume: **Uehlfeld – Jüdisches Leben und Häuserchronik**. (Freie Schriftenfolge der Gesellschaft für Familienforschung in Franken 25). Nürnberg: Ges. für Familienforschung in Franken 2017. 844 S. mit zahlr. Abb. und Kt. € 39,-

Als wichtigste Referenzen kann die Verfasserin des voluminösen und reichlich illustrierten Bandes, frühere Vorsitzende der Fürther Kultusgemeinde, auf das Gedenkbuch für Opfer der Schoa aus ihrer Heimatstadt (1997), die Dokumentation des dortigen

Alten Jüdischen Friedhofs (2007) sowie ein mit dem nun vorgelegten vergleichbares Werk über den Friedhof in Oberzenn (2013) verweisen, das in der gleichen Reihe der GFF erschienen ist. Angeregt wurde sie zu ihrem aufwendigen Ein-Frau-Projekt nach eigener Aussage in der Vorbemerkung durch Johann Fleischmann, den 2013 früh verstorbenen Vorsitzenden des Arbeitskreises jüdische Landgemeinden an Aisch, Aurach, Ebrach und Seebach.

Nach einer knappen Geschichte der mindestens seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts in dem markgräflichen Ort kontinuierlich bis 1938 bestehenden jüdischen Gemeinschaft (erster Synagogenbau 1696) bildet den Schwerpunkt der Darstellung die Beschreibung der von insgesamt 700 Bestatteten auf dem 1732 eingerichteten Friedhof noch erhaltenen 400 Grabsteine oder deren Fragmente (S. 75–539). Ergänzt wird der Befund durch Rechercheergebnisse der Verfasserin, vornehmlich aus regionalen Archiven. Außerdem hat sie zwischen 2014 und 2016 jeden Stein fotografisch dokumentiert, ebenso die 120 Häuser im Ortskern von Uehlfeld, deren Bau- und Besitzgeschichten ebenfalls breiteren Raum einnehmen (S. 618–781).

Erkenntniswert über die Lokalhistorie hinaus besitzt Blumes Arbeit durch die Dokumentation der Wurzeln von Familien, die später die am nordöstlichen Rand des Landkreises Neustadt a.d. Aisch gelegene Ortschaft verließen, auch ihrer wirtschaftlichen Anfänge und der verwandtschaftlichen Beziehungen, die sie von dort mitbrachten. So ergibt eine Stichprobe in den Nürnberger Standesregistern, dass Familien aus Uehlfeld, z.B. Aischberg, Dingfelder, Hopf, Rindsberg, Rosenfeld oder Tuchmann, zu den Gründern der hiesigen jüdischen Gemeinschaft seit 1850 gehörten und führende Positionen in den von ihnen ursprünglich betriebenen Gewerben, v.a. dem Hopfen- und Viehhandel, einnahmen. Gleiches gilt für die seit Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Emigration nach Amerika als Resultat der lange gerade im Königreich Bayern virulenten Diskriminierung entstandenen transatlantischen Verbindungen, die geschäftlich für den Export genutzt werden konnten. Erschlossen werden diese genealogischen Informationen durch 70 Stammtafeln sowie detaillierte Personen-, Orts- und Sachindizes.

Mit Uehlfeld hat die Verfasserin aus eigener Initiative wieder einen weißen Fleck auf der Karte jüdischer Landgemeinden in Franken und ihrer Friedhöfe getilgt und Grundlagen geschaffen. Die planmäßige Erfassung der Begräbnisstätten in den drei fränkischen Bezirken bleibt ein Forschungsdesiderat. *Gerhard Jochem*

Personen und Familien

Judy Vasos: **My Dear Good Rosi**. Letters from Nazi-occupied Holland 1940–1943. Oakland (CA): Pen Stroke Press 2018. 332 S. mit Abb. € 16,95

Im Februar 1940 meldeten sich der 60-jährige Geschäftsteilhaber Hugo Mosbacher und seine 53 Jahre alte Frau Clementine von Nürnberg nach Holland ab. Bereits im Juni 1939 hatte ihre einzige Tochter Rosi (geb. 1916) die Stadt mit dem Ziel England verlassen. Durch den deutschen Überfall auf das neutrale Land im Mai 1940 geriet das Ehepaar wieder in den Machtbereich seiner Verfolger und konnte, obwohl es Visa besaß,

nicht seinen Plan verwirklichen, in den USA ihr mittlerweile dorthin gezogenes Kind wiederzusehen. Stattdessen suchten die Mosbachers bis zu ihrer Deportation über das Transitlager Westerbork nach Auschwitz im Februar 1943 verzweifelt nach Auswegen aus dieser bürokratischen und finanziellen Falle. Darüber schrieben sie mehr als 100 Briefe und Postkarten an ihre Tochter, oft mit der Anrede „Meine liebe, gute Rosi“, die dem Buch seinen Titel gab.

Nach Rosis Tod 2009 gelangte die Korrespondenz – ihre Antworten an die Eltern haben sich nicht erhalten – in den Besitz ihres Sohnes Tony Baczewski und seiner Frau Judy Vasos. Obwohl sie kein Deutsch spricht und einen völlig anderen familiären Hintergrund hat, nahm sie sich vor, diese in ihrer Dichte für NS-Opfer seltenen Quellen als Buch herauszubringen: Sie ließ sie ins Englische übersetzen, recherchierte selbst, konsultierte Fachleute in Deutschland, zur Besatzungszeit der Niederlande oder Postgeschichte und rekonstruierte biografische Verbindungen zwischen den in den Sendungen von Hugo und Clementine genannten Personen.

Das Ergebnis ihrer jahrelangen Arbeit erfüllt formal die Anforderungen an eine sorgfältige Edition, die die wiedergegebenen Dokumente soweit möglich in ihren Entstehungskontext stellt. Inhaltlich sind sie ein Spiegel des Lebens der Verfolgten in Amsterdam zwischen Hoffen und Bangen, Verzweiflung und trügerischer Normalität, ohne wegen der Zensur alles aussprechen zu können, was ihnen auf dem Herzen lag. Dem Leser vermittelt sich ein authentisches, Mitgefühl weckendes Bild des Weges einer Nürnberg-Fürther Familie in die Vernichtung.

„My Dear Good Rosi“ endet nicht 1943, sondern enthält u.a. auch eine von Judy Vasos verfasste, sensible Biografie ihrer Schwiegermutter Rosi Mosbacher-Baczewski, die sich als Waise in Amerika eine Existenz und eine eigene Familie aufbauen musste. Für die Vf. und ihren Mann schloss sich der Kreis des Projekts 2015 mit der von ihnen initiierten Verlegung von „Stolpersteinen“ vor dem Anwesen Hallerstraße 27 in St. Johannis, wo sich die letzte eigene Nürnberger Wohnung der Mosbachers befand.

Gerhard Jochem